Univ. of
Toronto
Library

Sitten und Sagen,

Lieder, Sprüchwörter und Räthsel

des

Eifler Volkes,

nebst

einem Idiotikon.

Herausgegeben

von

J. H. Schmitz.

Mit einer Nachrede

von

K. Simrock.

Zweiter Band: Sagen.

Trier.

Druck und Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

1858.

S3558s

Sagen und Legenden

des

Eifler Volkes.

Herausgegeben

von

J. H. Schmitz.

89215
17/7/09

Trier.

Druck und Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

1858.

Vorwort.

In älterer Zeit lebte die Sage in der Eifel noch im Munde des Volkes bei Jung und Alt; jetzt aber ist sie darin verstummt, weil ihr nicht mehr mit gläubigem Ohr gelauscht wird, und dem jüngern Geschlecht bereits ganz fremd und unbekannt. Greise und betagte Mütterchen, welche treu im Gedächtniß bewahrten, was sie in ihrer Kindheit vernahmen, vermögen nur noch dem Freunde der Sage einige Kunde von ihr zu geben. Es ist daher wohl an der Zeit zu sammeln, was sich noch sammeln läßt, wenn nicht der letzte Rest der Sage mit jenen zu Grabe gehen soll.

Verschiedene*) haben zwar bereits Sagen der Eifel gesammelt und veröffentlicht, dabei aber die Sagen, welche für die deutsche Mythologie nicht ohne Werth sind, minder beachtet, und zudem nicht selten Sagen nach Belieben umgestaltet, erweitert und ausgeschmückt. Man erlaubte sich

*) Ernst Weyden, das Ahrthal. Bonn, 1839. Jacob Schneider, das Kyllthal mit seinen nächsten Umgebungen ꝛc. Trier, 1843. J. H. Schmitz, allseitiges Gemälde der Eifel und ihrer nächsten Umgebung. Prüm, 1844 Gottfried Kinkel, die Ahr. Bonn, 1846. J. H. Schmitz, Sagen des Eifellandes, 1. Bändchen. Trier, 1847. Joh. Bapt. Wend. Heydinger, die Eifel. Coblenz. 1853. In letzterer Schrift findet man die bis dahin von Andern bereits veröffentlichten Eifelsagen gesammelt.

das, da man den Lesern eine unterhaltende Lektüre bieten wollte, machte aber so die Sage für die Wissenschaft unbrauchbar und werthlos.

Jene Lücke nun, so viel das gegenwärtig noch thunlich ist, auszufüllen und den heimathlichen Sagenkreis zu vervollständigen, daneben die Sagen treu, ohne irgend eine Zuthat und rein wie sie im Volksmunde lebten, wiederzugeben und für die wissenschaftliche Forschung verwendbar zu machen, das ist der Zweck dieser Schrift. Dieselbe wird daher sonder Zweifel Solchen, für welche jene Forschung kein Interesse und die Sage nur insofern Werth hat, als sie sich zur Unterhaltung eignet, weder ihrem Inhalte noch auch ihrer schlichten und schmucklosen Darstellung nach zusagen. Diese werden daher wohl thun, wenn sie die Schrift unbeachtet lassen und entgehen auch so der Gefahr, an den vielen abergläubischen Geschichten, welche sich in ihr aneinander reihen, Anstoß zu nehmen.

Konnte eine Sage aus dem Volksmunde selbst genommen werden, so wurde diese Quelle jeder andern vorgezogen; wo aber schriftliche Quellen benutzt werden mußten, da findet man selbe stets namhaft gemacht. Dichtungen jedoch, welche als Sagen veröffentlicht sich vorfanden, konnten natürlich keine Beachtung finden.

Hinsichtlich der Ordnung der Sagen schien es am einfachsten, dieselben nach den Gegenständen, worauf sie sich beziehen oder an welche sie sich anschließen, zusammenzustellen. Es findet sich nun aber in der Eifel wohl nicht ein Gegenstand der Natur (Felsen, Höhlen, Gewässer ꝛc.) oder der Kunst (Burgen, Klöster, Kirchen, Bilder, Statuen ꝛc.) von einiger Merkwürdigkeit vor, worauf nicht eine Sage geruht, und es hat auch darin kein Ereigniß

von einiger Bedeutung stattgefunden, dem sich die Sage nicht angeschlossen hätte. Letztere weiset so auf die merkwürdigern Gegenstände der Natur und Kunst und Begebenheiten des Landstriches hin, und ist daher auch in dieser Beziehung nicht ohne Werth.

Möchte dieser zweite Band unserer Schrift sich einer eben so wohlwollenden Aufnahme von Seiten der Alterthumsfreunde erfreuen wie der erste, und irgend welchen Beitrag zur deutschen Mythologie und Alterthumskunde liefern.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Das Wodansheer	1
II.	Schimmelreiter	5
III.	Der ewige oder wilde Jäger	6
IV.	Frauen.	
	Die Unholde auf Tommen	9
	Die Waschfrau	9
	Die Frau der Altburg	9
	Das Schnellersrather Gretchen	10
	Die Jungfer auf Langenhecken	11
	Die drei Jungfrauen	11
	Die Frau zu Oterang	11
	Die Nahmjuffer	13
	Das Fräulein mit dem Briefe	13
	Wilde Frauen	13
V.	Wichte, Elbe, Hausgeister.	
	Das Wichterloch unfern Speicher	15
	Das Kräutermännchen	16
	Das Heinzemännchen	17
	Die Heinzemännchens-Wiese	17
	Die Kobolde zu Niederehe	18
	Die Wichterches-Lay	18
	Die Erdmännchen	19
	Die Heinzemännchen auf dem Blankenheimer Schlosse	19
	Das Zwergloch zu Weingarten	20
	Das Heinzemännchen zu Niederehe	21
	Das Erdm[illegible]nchen	21
VI.	Riesen.	
	Die Riesen am Zanuersberg	22
	Der Mann in der Burglay	23
	Das Riesenfräulein	23

Seite

VII. Spukgeister.

Peter Stroh 24
Das Tommenmännchen 24
Das Hüllscheider Männchen 25
Der Küpscheider Spukgeist 26
Der Bleimichel 26
Rictiovar auf dem Meilenwalde 27
Das Kloppen-Männchen 27
Die Unholde am Teufelsplotz 28
Der Suter-Michel 28
Der Grenzsteinverrücker 30
Das Aeltestermännchen 30
Der Köp 31
Der Spukgeist auf der Harth 31
Der Mann im Seelenseifen 31
Der Mann auf Judenhöft bei Landscheid 32
Das Trinenmännchenslech 32
Wärwölfe 33
Hunde 33
Katzen 34
Hasen 35
Das Muhkalb 36
Schlangen 36
Drachen 39
Treulichter oder Irrlichter 39

VIII. Hexenspuk.

Spukfrau in der Johannisnacht 40
Die Hexe von Neuerburg 41
Der Hexenkranz bei Großlittgen 42
Das Lindchen 43
Die Hexeneiche 44

IX. Zauberei.

Der Zauberschlaf 48
Heinrich von Falkenstein 49
Die Zauberer der Steinenberger Lay 50
Der Jäger Hermann 51
Die Waltersburg 51
Die alte Udel 51
Die Alte aus Hackenhaus 52

Seite

Der Häckselschneider 52
Die Rattenheimer 53

X. Berge mit Schätzen.

Der Nerother Kopf 53
Die Hochacht 55
Der Tanzberg bei Dottel 57
Der Tomberg bei Rheinbach 57
Der Goldberg bei Ormont 59

XI. Geldfeuer und Schatzheber 60

XII. Höhlen, Felsen, Hügel.

Der Kartstein 64
Das Arns-Zelt 65
Der Jakobs-Keller 66
Die Höhlen zu Hohenfels 66
Die bunte Kuh 67
Die Teufelskanzel 67
Die Teufelslay 67
Die Kanzellay 68
Die drei Tommen bei Lennig 69
Das Wilmsgrab 69
Der todte Krieger 70
Das Gericht 70
Der Burgring 70
Das Martertbal und Königsthälchen 70
Der Mordhügel 71

XIII. Gewässer.

Der Weinfelder See und Falchertsborn 71
Der Schäfer am Pulvermaar 72
Die Fische im See zu Uelmen 73
Die Maarfrau 73
Der Laachersee 74
Der Raubritter am Laachersee 74
Die Wölbertsborne 75
Der St. Edeltrudisbrunnen 75
Der St. Goarsborn 76
Der St. Severusborn 76
Die Hungerpützen 77
Die warme Quelle zu Bertrich 77
Der zugeworfene Brunnen 77
Der Krambeterborn 78

Seite

Der Weiberſtellbrunnen 78
Der Fiſchkönig 78

XIV. Burgen und Schlöſſer.

Der Ritter von der Entersburg 79
Der Burgherr von Zeltingen 80
Das Schloß Dodenburg 81
Der Garten zu Dodenburg 81
Das verſchleierte Bild im Schloſſe zu Oberkayl . . 82
Der getheilte Trauring 82
Ritter Kuno von Malberg 84
Das Nackenbacher Männchen 85
Die Gräfin von Eulbach 86
Der Ritter von Hartelſtein 86
Der Junker von Mombach 87
Das Jünkerather Schloß 87
Der Junker an der alten Mauer 87
Philipp Hauſten von Uelmen 88
Der Jungferweiher 88
Die Katzenburg 89
Das eingemauerte Burgfräulein 89
Der Wagenfuecht 90
Das verhängnißvolle Geſchenk 90
Die Templer 91
Der Ritter von Hamm 91
Das Jungfrauenthal 92
Der Teufelsweg auf Falkenſtein 92
Beſſer den Hut als den Kopf verloren 94
Der Schluffjan 94
Das Gegengeſchenk 95
Die Gründung Montjoie's 96
Die Kriegsgefangenen auf der Burg Ahre 97
Der Ritterſprung 98
Der letzte Ritter von Ahre 98
Die Schloßjungfrau zu Sinzig 99
Die Wunderbrücke 100
Burg Landskron 100
Ulring's Schild 101
Die eingemauerte Jungfrau 101
Der Herr der Burglay im Käfig 102
Biſchofsſtein 103

Seite

XV. Klöster und Abteien.

Die Erbauung des Klosters Himmerod 103
Die Entstehung des Klosters St. Thomas 104
Die Gründung der Abtei Steinfeld 104
Die Entstehung des Klosters Tönissteín 108
Die Entstehung der Abtei Laach 108
Engel schauen 109
Die Verbannung der Nachtigallen 109
Bruder Carl von Himmerod 109
Der Kalvarienberg bei Ahrweiler 110

XVI. Kirchen und Kapellen.

Die Stiftskirche zu Kyllburg 110
Die drei heiligen Jungfrauen zu Auw 111
Das Schankweiler Klauschen 112
Die Kirche zu Malmedy 113
Die Büschkirche 114
Der weiße Hirsch zu Zülpich 115
Die Barbarakapelle zu Münstereifel 115
Die Kapelle zu Pützfeld an der Ahr 115
Die Jungfrauen-Kapelle 116
Frankirchen 117
Der gedrehte Thurm 120
Das Lämmlein 120
Die Kapelle Mettburg 121
Die Marianische Kapelle zu Triesch 121
Die Schwanenkirche 121
St. Just 122
Die Kirche zu Hilgerath 123
Eberhard's Faßchen 123

XVII. Kreuze, Bilder, Statuen.

Das Jungfernkreuz bei Seinsfeld 124
Der bekehrte Graf 125
Gillenmann's Kreuz 125
Das Kreuz im Büddesheimer Walde 126
Das Grineter Kreuzchen 126
Das Kreuz vor Wiesbaum 127
Die drei Kreuze an der Nonnenlay 127
Das Antoniuskreuz 128
Nickel Aswalde 128
Das Pinner Kreuz 130

Seite

Das Kreuz auf der Kniebrech 130
Das Prälaten-Kreuz 130
Das Spinner-Kreuz 130
Der läſternde Krieger 131
Das Marienbild zu Bianden 132
Das Marienbild zu Barweiler 132
Das Mirakelsbildchen zu Meiſerich 132
Der Pfeil 133
Der Wolf des h. Remaculus 133
Die Schlucht bei Ammel 134
Der Ritter von Milburg 134

XVIII. Verſchiedenes.

Die Teufelscalle 135
Die Heerſtraße 136
Heilige Orte 136
Der Engelsberg bei Manderfeld 136
Carlshauſen 137
Rommersheim 137
Elcherath 137
Willwerath 137
Mayfeld 138
Das Mayener Thal 138
Die Kaiſerherberg 138
Waldpeſchen 139
Die Schlacht bei Steinenberg 139
Die Wachteiche 140
Das Siechfrauenhaus 140
Krämer-Matthesen Häuschen 140
Die Mädchenverſteigerung zu Birresborn 141
Frohnſonntagskinder 142
Die trauernde Mutter 142
Till Eulenſpiegel zu Dahnen 142
Eulenſpiegel auf der Burg zu Dasburg 144
Nachrede von Profeſſor C. Simrock 145

Druckfehler.

Seite	1	Zeile	10	v. o. lies Seinsfeld statt Weinsfeld.
„	13	„	5	v. o. lies führt statt fuhre.
„	28	„	18	v. u. lies der statt des.
„	57	„	1	v. o. lies Dottel statt Dattel.
„	70	„	9	v. u. lies Renzen statt Renzen.
„	76	„	16	v. u. lies wollte er ihnen doch Böses mit Gutem vergelten statt Gutes mit Bösem.
„	109	„	8	v. u. lies kehrten statt kehren.

Sagen und Legenden.

I.

Das Wodansheer.

* Sagen vom Wodansheer, in der Volkssprache Wodesheer, findet man in jedem Orte der Eifel. Man denkt sich unter diesem Heere ein Heer von geheimnißvollen, unheimlichen Wesen, welche durch die Luft hinziehen und dabei ein aus den verschiedenartigsten Stimmen zusammengesetztes Getön von sich geben. Mitunter vernimmt man auch eine liebliche Musik, oder einen anmuthigen Gesang von diesem Heere. Dasselbe hat seinen bestimmten örtlichen Zug, den es bei seinem Erscheinen einhält.

Der Baron Berg von der Burg Weinsfeld und sein Förster Stoll gingen an einem Abende auf den Wald „Dorfguth" zum Schnepfenstrich. Als sie eine Weile da gestanden, vernahmen sie in der Luft ein viel- und verschiedenstimmiges Geräusch, welches näher und näher kam. Der Baron nahm Reißaus und suchte schnellfüßig die nahe Burg zu gewinnen; der Förster aber blieb stehen und wollte das Kommende abwarten. Er vernahm nun aus der Luft Hundegebell, Gewiehre, Wagengerassel, Katzengeschrei und dergleichen mehr, und kehrte, nachdem Alles vorüber war, ebenfalls in die Burg zurück. Da erhielt er von dem Baron, den er um die Ursache seines Ausreißens befragte, die Antwort: „Hast du denn nicht das wüthende Heer in der Luft vernommen? Das war der leibhaftige Teufel; deshalb hatte ich keine Lust, seine Ankunft abzuwarten."

Einige Jahre vorher, ehe die Franzosen (bei ihrer letzten Invasion) in die Rheinlande kamen, waren die Einwohner von Kirchweiler eben aus dem Gotteshause getreten, worin sie ihre

Abendandacht gehalten hatten, als sie ein seltsames Getöse in der Luft, welches von Dockweiler herkam, vernahmen. Niemand wußte, was es sei und bedeute. Als das Getöse allmälig näher gekommen war, hörte man Wagengerassel, Wiehern von Rossen, Bellen von Hunden, Schreien von Katzen, Jauchzen, Lachen, kurz ein Durcheinander der verschiedenartigsten Töne. Die Bewohner des Ortes suchten ihre Häuser so schnell, als sie es vermochten. Ein Mann aber, der seine Zuflucht in einer alten Scheune genommen, lugte aus derselben hervor, und rief einem Mitgliede des dahinfliegenden Zuges, welches dem Anscheine nach ein Weib war und lärmend den Nachtrab bildete, zu: „Lappzoj hinten nach!" „Durchgang sieben Jahr", erwiederte die Angeredete ganz vernehmlich. Während nun die Leute am andern Tage, der Eine dies, der Andere jenes, vom „Wodesheer" erzählten, hatte dieser keine Zeit, den Erzählungen beizuwohnen, sondern mußte beständig eilen, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen.

Eine Frauensperson aus Dreis suchte Gras an dem Weiher, welcher sich vor vielen Jahren in der Nähe des Ortes befand; da vernahm sie mit einem Male ein unbeschreibliches Getöse in der Luft: ein Durcheinander von Klatschen, Pfeifen, Bellen, Brüllen, Rasseln und den verschiedenartigsten Stimmen. Dieses Gewirre von Tönen währte etwa eine Viertelstunde, zog quer über den Weiher, dem Walde von Brück zu, und verstummte endlich in der Ferne.

Ein gewisser Thull von Dreis, welcher mit Andern im Dreiser Walde auf der Fuchskaule des Nachts die Pferde weidete, vernahm dasselbe. Er sagte, es sei dies das „Wodesheer", was in der Umgegend oft gehört, aber nie gesehen worden, jedoch immer der Vorbote eines nahen Krieges gewesen sei.

Am Dürrbusch, einer Stelle unfern der Straße, welche über die Wasserscheide des Alfbaches und der Lieser hin- und an Brockscheid (Kr. Daun) vorbeiläuft, wurde in früherer Zeit nicht selten das „Wodesheer" gehört. Es zog durch die Luft und man hörte das Gerassel vieler Wagen. — Am Haselbüsch, unfern Strotzbüsch (Kr. Daun) und in der Nähe des dortigen Tommen, sahen mehre Einwohner erwähnten Ortes, unter welchen sich auch der Lehrer Paul Geifuß befand, einen mit vier Pferden bespannten Wagen, der mit großem Geräusche durch die Luft

fuhr. — Ein Bursche aus Driesch (Kr. Cochem), Namens Daniels, sah beim Kolberborn, an der Straße von Lutzerath nach Kaisersesch, ebenfalls einen solchen Wagen, der jedoch glühend war und, ungefähr zwei Fuß von der Erde entfernt, durch die Luft fuhr. Indem der Bursche nach dem Wagen, der dicht an ihm vorbeifuhr, schlug, erhielt er einen Gegenschlag, in Folge dessen er schwer erkrankte, jedoch wieder genaß.

Aegidius Burbach aus Kirchweiler sagte, er habe das „Wuthesheer" sehr oft auf dem Beringe der Kirchweiler Mühlensteinbrüche gehört. Zuerst, erzählte er, entstand ein Getöse, als wenn ein fürchterlicher Sturmwind Baum um Baum entgipfelte, ohne daß ich jedoch den Sturm in meiner Nähe verspürte. Hierauf ließ sich ein vieltöniges, katzenartiges Geschrei vernehmen.

Peter Surges und Peter Wirtz, beide aus Kirchweiler, erzählten, daß sie auf dem königlichen Walde Kinscheid das „Wuthesheer" in folgender Weise gehört hätten: „Es kam uns vor, als wenn viele Hundert Menschen im Walde Holz fällten und zerstückten. Die Wagen hörten wir rasseln und die Peitschen knallen. Wir vernahmen zugleich auch andere und seltsame Töne, gleich einem Flüstern und Knistern in den Blättern der Bäume. Dies währte jedoch bloß einige Minuten, und dann war Alles vorüber." — Die ältesten Leute aus Kirchweiler erzählen, daß sie fast allnächtlich in dieser Weise das „Wuthesheer" im Walde Kinscheid vernommen.

An den nachbenannten Stellen wurde dieses Heer oft vernommen, indem man ein ganzes Heer von unverständlichen Stimmen, besonders aber Musik, und zwar des Nachts in der Luft hörte. Beim Walde Basselt, unweit Fleringan, Bürgermeisterei Wallersheim, — das Heer zog sich fast immer zwischen Weinsheim und Gondelsheim durch, zu Wolwerath hin, und machte dann rechts oder links die Kehr; ferner unterhalb des Dorfes Auw, Kr. Prüm, — es begann auf der Fläche Weiderasen und zog oft Auw entlang bis Manderfeld, und unterhalb Lommersweiler, an der Our. — Im Jahre 1847, im Herbste, waren die Einwohner von Halenfeld und Oberlascheid mit dem Ausdreschen des Wild- und Saatkorns beschäftigt. Da vernahmen sie Abends, es war gegen 9 Uhr, ein Getöse in der Luft, dar-

auf verschiedene Stimmen, leise, schöne Gesänge, Musik und mitunter Pistolenschüsse. Die Leute liefen aus den Scheunen heraus und riefen einander zu: „Hört! hört! was ist das?“ —

Die Einwohner von Walsdorf erzählen, sie hätten von ihren Eltern vernommen, daß sich das „Wodesheer“ oft nächtlich hoch in der Luft, meistens in der Nähe der Spiegelburg, welche einst auf dem Arnolphusberg gestanden, habe hören lassen. Es habe sich ein aus den mannfachsten Stimmen zusammengesetztes Getöne vernehmen lassen, so daß das davon gleichsam betäubte Ohr unfähig gewesen, die einzelnen Stimmen zu unterscheiden. Es sei ein Gewirre von Kindergeschrei, Hundegebell, Heulen, Brüllen, Wehklagen, Gelächter, Jauchzen, Pfeifen, Ziſchen ꝛc. ꝛc., ja jede nur erdenkliche Art von Geräusch, Schall, Klang und Ton gewesen, welches gleich einem Heere von Vögeln hoch in den Lüften dahingezogen und allmälig in der Ferne verschollen sei.

Ueber das Entstehen des „Wodesheers“ berichtet die Volkssage also:

Ein Graf, welcher ein leidenschaftlicher Weidmann war, wollte einst am heiligen Pfingsttage mit seinen Gesellen zur Jagd ausziehen. Seine Gemahlin, ein sehr frommes Weib, erhob hiegegen Einsprache, indem sie vorstellte, wie unziemlich es sei, an einem so heiligen Tage des Weidwerkes zu pflegen. Der Graf entgegnete: „du magst heute beten, wie es sich für eine Betschwester schickt; ich aber ergötze mich am Lautschlag der Rüden und am Verenden des Ebers und Hirsches“ — und zog zur Jagd. Die Gräfin darob mit heftigem Unwillen erfüllt, rief ihm nach: „Nun, so jage nur bis zum jüngsten Tag!“

Der Graf kehrte am Abend nicht zu seinem Schlosse zurück; er kehrte nie wieder. In derselben Nächt aber vernahm man in der Luft ein Getön', als ziehe durch dieselbe hin ein Heer von Jägern mit Rossen und Hunden. Und fort und fort, bis zum jüngsten Tage, zieht der Graf so nächtlich, besonders an Vorabenden heiliger Tage, mit seinen Genossen dahin.

II.

Schimmelreiter.

Zwischen Kirchweiler und Hohenfels befindet sich eine Hochebene, das „Heiligenfeld" genannt. Ihren Namen leitet man von einem Gefechte her, welches daselbst im dreißigjährigen Kriege mit den Schweden stattgefunden habe; die in diesem Gefechte Gefallenen sollen nämlich hier begraben worden sein. Diesen soll auch das alte steinerne Kreuz, welches auf einem Kreuzwege daselbst in einem Mühlsteine steht, errichtet worden sein. Auf dieser Ebene nun zeigt sich nächtlich ein Reiter ohne Kopf, der auf einem Schimmel reitet und sich galoppirend in die nach Westen liegenden Steinbrüche stürzt, worauf ein Geheul und Gewimmer vernommen wird.

Johann Thielen von Kirchweiler erzählte hierüber Folgendes: „Es war im Winter, des Nachts gegen eilf Uhr, als ich von Hohenfels weg und über das Heiligenfeld ging, um mich nach Hause zu begeben. Da galoppirte der Schimmel dicht an mir vorbei und ich nahm einen Modergeruch wahr. Indem ich laufen wollte, fühlte ich meine Glieder von Schrecken wie gelähmt und mich festgebannt. Ich schaute nun nach dem Kreuze hin und erblickte eine seltsam aussehende Gestalt, welche gerade auf mich zukam. Ich lief den Berg hinab, bis zu dem unten stehenden andern Kreuze, und indem ich angstvoll nach dem oben stehenden Kreuze hinsah, gewahrte ich die Gestalt an demselben kauernd. In demselben Augenblicke empfand ich einen krampfhaften Schmerz an dem rechten Kiefergelenke und der Mund blieb mir von dieser Stunde an verzogen."

Auf der Gränze des Niederöfflinger und Gipperather Bannes, Distrikt Geißbüsch, hat in Vorzeiten ein umfangreiches Gebäude gestanden, wie sich aus den noch vorhandenen Ueberbleibseln der Fundamente ergibt, und es sollen daselbst Tempelherrn gewohnt haben. An dieser Stelle nun wurde angeblich oftmals ein Mann, auf einem weißen Pferde sitzend, gesehen, welcher zu der Langbach, auf dem Banne Niederöffling, wo ehemals eine Mühle stand, hinritt, sich jedoch bei seinem Ritt um keinen Weg kümmerte. Eine noch in Niederöffling lebende alte Jungfrau betheuert, daß sie, als sie an einem Sonntage im

Monat Juni, und zwar während der hl. Messe, das Vieh an jener Stelle hütete, den Mann auf seinem Schimmel habe kommen und der Mühle zufahren sehen. Da derselbe seinen Ritt durch die Kornflur genommen, ging sie zu der Stelle hin, wo derselbe in die Flur eingeritten war, konnte aber weder die Spur des Pferdes, noch auch zertretene Halme entdecken.

Der Peter Jakobs aus Speicher, welcher Morgens ganz frühe an der Rückes-Wiese sein Pferd weidete, sah einen Mann auf einem Schimmel geritten kommen. Derselbe ritt durch die Wiese nach dem Hierzkopf und weiter. Er ging in die Wiese, um die Spur zu sehen, fand aber keine. — Derselbe ging an einem andern Morgen ganz früh mit mehren Andern nach Preist. Da kam ein Mann ihnen entgegen, welcher ungeheure Schritte machte und einen dreieckigen Hut trug. Als er nahe zu ihnen kam, war der Mann an 12 Schuh hoch geworden. Der Mann ging derselben Wiese zu.

Diese Reiter kamen, wie die Volkssage in Bleialff und Umgegend erzählt, des Nachts und wurden als Vorzeichen großer Unglücke sehr gefürchtet. Es erschienen deren in der Gegend von Büddesheim (Kr. Prüm), wo es jetzt noch heißt: „An der Schammelbach, kommt das Schammelmännchen"; im Walde Omescheid, jenseits Schönberg; im Kyllwalde.

III.

Der ewige oder wilde Jäger.

* Sagen über solche Jäger finden sich allerorts in der Eifel.

In den waldigen Gebirgen des Uesbaches auf der Lutzerather Gemarkung hauset ein Gast, welcher den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen „der hölzerne Jäger" bekannt ist. Derselbe läßt sich besonders an Vorabenden heiliger Tage vernehmen, indem er alle nur denkbaren Töne und Stimmen hervorbringt. Manche hörten, wie in den Waldungen am hellen Tage Bäume gefällt wurden; sie gingen hin, um zu sehen, wer das thue, fanden aber Niemand. Zugleich aber erhob sich ein

so heftiger Wind, daß es schien, als wollte er die Bäume aus der Wurzel reißen. Hieraus schloß man, daß der hölzerne Jäger seinen Spuk treibe. Zwei Mädchen aus Driesch begaben sich einst in diese Waldungen, um Futter für das Vieh zu sammeln. Da sie müde waren, setzten sie sich hin und schliefen ein. Als sie erwachten, stand ein riesengroßer, alter Jäger vor ihnen, der zwei Hündchen bei sich hatte. Eins der Mädchen schrie vor Entsetzen auf, und in demselben Augenblicke war der Jäger verschwunden. Beide eilten hierauf nach Hause; eins derselben aber wurde bald darauf krank und starb.

In dem Walde Altwies, welcher nicht fern von dem Orte Niederkail liegt, hört man nicht selten Schüsse fallen und den Lautschlag von Hunden, welche das Wild verfolgen. Zugleich tönet das Horn und das Hussa erschallet weithin durch den Wald. Das ist der wilde Jäger, der gedrückt von einem bleiernen Mantel und drei Hunde an der Leine führend daher kommt.

Einst gingen zwei Jäger frühmorgens, als es kaum getagt, zur Jagd in den Wald Altwies. An den wilden Jäger dachten beide gar wohl, und der eine sprach: „Kommt er, so red' ich ihn an." Sie spürten nicht lange nach Wild, da waren sie an der Stelle, wo sich der Jäger dem zu zeigen pflegt, der ihn zu sehen verlangt. Das aber war dem einen der Jäger wohlbekannt, und voll Schalkheit sprach er zum Kameraden: „Hier bleib nur steh'n, ich will zu einer andern Stelle hin." Und kaum war jener weg, da kam der wilde Jäger schon an. Dem, der da stand, ward's gar sonderlich zu Muth, und dazu begann der wilde Jäger mit ihm allerlei Späße und verschwand wieder. Nun fand sich der Kumpan wieder; was sich aber mit jenem zugetragen, das konnte er ihm leicht absehen. Dieser sprach daher zum Jagdgenossen: „Hab' ihn genug gesehen, und auch des Jagens satt." Darauf gingen beide nach Haus; der aber, welcher den wilden Jäger gesehen, erkrankte sogleich, und nicht lange, da hörte er auch schon auf zu leben.

Fischer aus Kyllburg erzählten, daß sie oft in heiligen Nächten, wo sie in der Kyll fischten, zwischen Kyllburg und St. Thomas eine Mannsgestalt gesehen, die so groß gewesen sei, als der höchste Thurm. Gleich darauf hätten sie dann Hundegebell vernommen und Schüsse fallen hören. Dann aber seien sie jedes-

mal nach Hause gegangen, weil sie alle Hoffnung aufgegeben, Fische zu fangen. Dieser Jäger ist bekannt unter dem Namen „der lange Jäger".

Auf dem Walde Salzholz, welcher auf dem Spanger und Binsfelder Banne (Kr. Wittlich) liegt, ist vielen Leuten schon ein Jäger bei heiterm Tage erschienen, welcher aschfarbig gekleidet war. Sobald er von den Leuten weg war, hörten sie: „Bu! bu!" und in demselben Augenblicke erscholl der Wald von Hundegebell, als wäre derselbe ganz mit solchen angefüllt. Dieser Jäger ist bekannt unter dem Namen „das Salzmännchen".

Auf dem Höchsterkopfe, unfern vom Walde Hochpochten bei Uelmen treibt sich in heiligen Nächten ein wilder Jäger umher. Er war bei Lebzeiten ein großer Jagdliebhaber und zwar der Art, daß er sich kein Gewissen daraus machte, an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe zu versäumen und dem Wildpret nachzujagen. Als er einst an einem Sonntage mit einem Gefährten an einer Kirche vorbei kam, wo eben der Gottesdienst begann, suchte dieser ihn zu bereden, mit ihm vorerst dem heil. Meßopfer beizuwohnen; er aber wollte nicht, ließ seinen Kameraden zurück und jagte einem, von seinen Hunden aufgeschreckten Rehe nach. Und bis auf den heutigen Tag jagt er so einem Reh nach und treibt dasselbe bis in die Gegenden von Laubach, Masburg, Eppenberg, Kaltenborn, Bierstall, Retterath und noch weiter.

In dem Walde, worin das Jägerhaus „Dernell" liegt, zwei Stunden von Eupen entfernt, nach Montjoie zu, hat man ebenfalls die „wilde Jagd" oftmals gehört. Ein Jäger jagt dann im Walde, man hört ihn den Hunden rufen und den Wald durchdringt solcher Lautschlag, als sei derselbe ganz mit Rüden angefüllt.

In der Pilger Hecke, welche auf dem Banne Mintenich (Kr. Cochem) liegt, läßt sich ebenfalls ein ewiger Jäger, besonders an Vorabenden heiliger Tage sehen. Eine Frau aus Mintenich raffte eines Tages mit ihrer Tochter in diesem Busch dürres Reisig; da schwebte der Jäger an beiden vorbei in einem langen grünen Mantel und mit einem dreieckigen Hute.

IV.

Frauen.

Die Unholde auf Tommen.

Auf der Höhe am Wege von Darscheid nach Schönbach, genannt auf „Tommen", läßt sich mitunter des Nachts eine weibliche Person mit einem weißen, um den Kopf gebundenen Tuche sehen, welche die Vorübergehenden nicht selten neckt. Einmal war sie gar so schalkhaft, sich einem mit einer Hotte beladenen Manne, der da vorüberging, auf selbe zu setzen und sich von Tommen bis an Schönbach tragen zu lassen. Der arme Mann fühlte zwar die schwere Last, hatte aber nicht den Muth, sich zu rühren. Wie er aber bei Schönbach angekommen war, sprang die Unholde von selbst herab, stieß aus vollem Halse ein schadenfrohes Gelächter aus und verschwand, wodurch der gute Mann von seiner Last und seinem Schrecken befreit wurde.

Die Waschfrau.

Zwischen Oberöffling und Laufeld, bei den ehemaligen Weihern, wird zu verschiedenen Zeiten in der Nacht ein „Klatschen", wie es beim Waschen durch den Bläuel verursacht wird, vernommen. Darauf folgt dann oft ein scharfes Pfeifen, und ein Getöse wird durch den Wald gehört, als wollte ein Baum über den andern fallen. Dieses Alles bringt die Waschfrau zu Stande.

Die Frau der Altburg.

Ein Mann, welcher bei Wintertag an der Altburg (beim Weinfelder Maar) vorüberfuhr, erblickte daselbst eine weißgekleidete Frau, welche drei Tücher ausgebreitet hatte, auf welchen ein dem Manne unbekanntes, dem Flachssamen ähnliches Gesäme lag. Der Mann, welcher die Unbekannte um etwas von diesem Samen bat, erhielt keine Antwort, griff aber darauf in den Samen, nahm sich eine Handvoll davon und steckte ihn in die Tasche. Die Unbekannte sagte nun: „Du magst ihn alle nehmen." Der Fuhrmann meinte aber, er habe davon schon genug, und fuhr weiter. Als er in den nächsten Ort gekommen, wollte

er den Leuten den unbekannten Samen zeigen, griff in die Tasche, und sieh', sie war mit Geldstücken gefüllt; von dem Samen aber war keine Spur mehr vorhanden.

Das Schnellersrather Gretchen.

Auf dem Kirchweiler Walde (Kr. Daun) ist ein Distrikt, der Schnellersrath genannt wird; daselbst hauset das „Schnellersrather Gretchen." Der Johann Krämer von Kirchweiler kam an einem Abende, als eben die Sonne untergegangen war, an der genannten Stelle vorbei und trug einen Sack auf der Schulter. Da er in die Nähe der dort befindlichen Steinbrüche kam, schwebte aus dem Walde eine stattlich, jedoch altmodisch und in einen Reifrock gekleidete Frauensperson auf ihn zu. Vorher hatte er von daher ein Windsäuseln vernommen. Sogleich, als der Mann des „Gretchens", denn dafür hielt er die Person, ansichtig wurde, stieß Letzteres ihm den Hut und Sack zur Erde, worauf Jener einen herzhaften Fluch ausstieß und sprach: „Nun kannst du mir auch lüften" (d. h. den Sack aufheben). Das Gretchen aber erhob sich unter Lachen und Händeklatschen in die Luft und verschwand im Gebirge.

Das „Gretchen" neckt auch mitunter am hellen Tage die Leute, welche in den in seinem Revier gelegenen Mühlsteinbrüchen arbeiten. Die Bergleute Andreas Oebmen von Hinterweiler, Peter Surges und Andere berichten darüber folgendermaßen: „Wenn wir eben ein Geschirr gebraucht und aus der Hand gelegt hatten, und dasselbe wieder nehmen wollten, so war es nicht mehr vorfindlich. Stieß nun der Suchende einen Fluch aus, dann schlug ein schallendes Gelächter auf und ein Händeklatschen erscholl (von Seite des Gretchens) und das Geschirr lag in demselben Augenblicke wieder vor uns, wenngleich mitunter etwas entfernter, als es gelegen hatte. — Fuhren wir mit den Bergbämmern in die Höhe und holten zu einem tüchtigen Hane aus, so geschah es nicht selten, daß der Hammer in der Höhe festgehalten wurde, als ob ein Baumast ihn behinderte. Diese Neckerei währte öfters einige Zeit fort, und nur der Ausdruck eines heftigen Unwillens machte derselben für den laufenden Tag ein Ende."

Die Jungfer auf Langenhecken.

Auf „Langenhecken" vor Weiler-Büsch, am Fuße des Ernstberges (Kr. Daun), wandelt in der Stunde der Mitternacht eine Jungfrau, schön und prachtvoll gekleidet. Sie stammt aus dem Schlosse, welches in uralten Zeiten auf dem Ernstberge gestanden. Worauf das Fräulein harret, das weiß Niemand, denn keiner, dem sie nächtlich begegnete, hatte das Herz sie zu fragen. Eine Ausnahme von dieser Regel machte doch einst ein junger Mann, den sein Weg Nachts über Langenhecken führte. Er war zu Waldkönigen daheim, wo ihm sein Weib mit großer Liebe zugethan war, die er ihr aber mit Untreue erwiederte und dadurch sie in einen Gram versetzte, der sie zu verzehren drohte. Als nun der junge Mann den Kopf mit einem Rausche angefüllt über Langenbecken nach Hause gehen wollte, sah er mit einem Male ein Weib, schlank und schön, und in einem Gewande, das wie Gold im Mondscheine schimmerte, langsam und wie im Traume wandelnd aus dem Gebüsche kommen. — Als die Unbekannte in seine Nähe gekommen war, begann er: „Feine Mädchen bleiben Nachts zu Haus!" und vertrat ihr den Weg. Und als er sie hierauf mit unlauterm Blicke anlugte und umfahen wollte, fühlte er sich plötzlich wie von einem gewaltigen Wirbelwinde erfaßt hoch in die Luft gehoben und dann auf die Erde mit hartem Niederschlage gestürzt. Mit verschrobenen Gliedern wankte der Verwegene seiner Hütte zu und in Zeit von drei Tagen weinte sein treues Weib an seinem Sarge.

Die drei Jungfrauen.

In der Nähe des Ortes Rengen liegt ein rings von dem Walde Mühlscheid umschlossenes anmuthiges Thälchen, Schönthal genannt. Oberhalb desselben lassen sich zu verschiedenen Zeiten drei Jungfrauen, Arm in Arm wandelnd, sehen. Ihre Kleider rauschen beim Gehen wie Seide und sind schneeweiß. So erschienen dieselben zu verschiedenen Malen Kindern, welche an der bezeichneten Stelle das Vieh weideten; sie sprachen jedoch kein Wort, noch auch fügten sie Jemanden ein Leid zu.

Die Frau zu Oterang.

Auf einer Flur, unfern des Dorfes Fliessem, weidete ein Knabe seine Schafe und Ziegen. Der Gedanke an die Armuth

und Noth, worin seine Eltern lebten, erfüllte sein Herz mit großer Trauer und dem heißesten Wunsche, daß es ihm doch möchte vergönnt sein, ihnen ihre Bürde zu erleichtern. Wie er nun so in sich versenkt und auf seinen Stab das Haupt gestützt dastand, siehe, da erhob sich am nahen Hügel, Oterang genannt, plötzlich ein stolzer, zum Himmel empor strebender Bau. Zugleich öffnete sich das Flügelthor desselben und heraus trat eine weibliche Gestalt, weiß gekleidet und am Arme ein Körbchen, das von Gold und mit goldenen Früchten gefüllt war. So dem Knaben sich nahend, reichte die weibliche Gestalt ihm das Körbchen und die Gaben, und kehrte darauf in ihre herrliche Wohnung zurück. Und zugleich schloß sich das Flügelthor und verschwunden war Alles im Nu! — Der staunende und bebende Knabe aber lief mit dem Körbchen, was er laufen konnte, und brachte den Eltern die Kunde von dem, was geschehen war.

* Diese Sage findet sich *metrisch* schön dargestellt in der Schrift: Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Von Ph. Laven. Trier, 1851. In den Bemerkungen findet sich über diese Sage, S. 323, Folgendes mitgetheilt: „Den Inhalt zu dieser Sage habe ich im J. 1837 *mündlich* in Bitburg erhalten. Andeutungen der Sage finden sich in folgenden zwei Schriften. Der Bauraths Quednow, der zuerst in der von mir herausgegebenen Zeitschrift Treviris über das bei Fliessem aufgefundene Römergebäude und dessen Mosaikböden geschrieben hat, berichtet (Treviris, 1834, Nr. 1. S. 2), schon vor acht Jahren (im J. 1827) seien daselbst Bruchstücke von Mosaik gefunden worden; dann fährt er in seinem Berichte fort: „In der letzten Hälfte des Monats October im Jahre 1833 stieß Hilarius Leuck aus dem nicht fern liegenden Dorfe Fliessem in derselben Gegend wieder auf einige Stücke Mosaik, die besser erhalten waren, als die früher gefundenen Bruchstücke. Diesem Hilarius Leuck gab eine *Volkssage* die Veranlassung zu den Nachgrabungen. Nach dieser soll sich dort und in der nächsten Umgebung, Oterang genannt, von Zeit zu Zeit eine weibliche Gestalt haben sehen lassen, welche weiß gekleidet und mit einem Körbchen am Arm, vorzüglich *Kindern* wohlthätig erschienen und ihnen Goldstücke und dgl. geschenkt haben soll. Wie überall, so auch hier, legt der gemeine Mann vielen Werth auf dergleichen Sagen; die Erscheinung hier wurde gewiß sehr hoch

geachtet und der ꝛc. Leuck glaubte sicher, daß Schätze zu heben sein würden." — Der Architekt A. W. Schmidt sagt, Baudenkmale u. s. w. IV. Lieferung (die Jagdvilla zu Fliessem enthaltend) S. 9: „An dem jenseitigen Bergabhange, der den Namen Oterang führe, dieser Ruine gerade gegenüber, liegt ein Schutthaufen, in dem mehre Fragmente von Architekturseulpturen und einige Stücke von einer ungefähr 7 Fuß hoch gewesenen weiblichen Figur, die ich für eine Diana halte, gefunden worden sind. Diesem nach zu urtheilen, hat hier ein der Diana geweihter Tempel gestanden (daß ein Tempel an jenem Orte gestanden, ist allgemeiner Glaube in der Gegend). Auch in der hier dargestellten Ruine selbst ward eine von Actäon belauschte Diana in nicht gar halber Menschengröße gefunden."

Die Rahmjuffer.

Bei Eupen am Heidberge, wo sich die Tuchrahmen der dortigen Tuchfabrikanten befinden, sieht man oft nächtlich eine weißgekleidete Jungfrau lustwandeln, welche vor den Augen derer, denen sie erscheint, immer größer und größer wird.

Das Fräulein mit dem Briefe.

Da wo das Eifelgebirge unterhalb Andernach sich bis zum Rheine erstreckt, weilt ein Fräulein, dessen Erlösungsstunde dann genaht ist, wenn sich Jemand gefunden, der ihm einen Brief in Zeit einer Viertelstunde nach Coblenz befördert. Dasselbe bittet daher die zur Nachtszeit hier Vorbeieilenden flehendlich, ihm einen Brief dorthin in einer Viertelstunde zu liefern, oder wo nicht, statt seiner in dem Gebirge auf die Stunde der Erlösung zu harren.

Noch hat sich bisher keiner bereit finden wollen, dem Fräulein in seiner Bitte zu willfahren; doch wird sich wohl bald der ersehnte Briefträger (die Eisenbahn) einfinden, des Fräuleins Leidenszeit enden, und seinen Ruf verstummen lassen.

Wilde Frauen.

Diese Frauen wohnten — wie die Volkssage von Bleialf und der Umgegend berichtet — in der grauen Vorzeit in Felsenhöhlen und boten Jedem ihre Brüste, welche sie über die Schul-

tern warfen, zum Trinken dar. Solcher Frauen hausten im Fleringer Hinterstenbüsch, unweit Niederhersdorf. In einen daselbst befindlichen Felsen kann man hineinkriechen, was oft von jungen Leuten mit einer Lampe geschieht. Noch weiter, und vielleicht viel weiter könnte man dringen, wenn die Oeffnungen des Felsen sich nicht zu sehr verengten. Eine alte Ueberlieferung sagt, man habe einmal eine Katze in diese Höhle mitgenommen, sie in die engen Oeffnungen gejagt und dann diese verstopft. Nach ein paar Tagen sei die Katze in Fleringen, eine starke halbe Stunde von der Höhle entfernt, in einem Schafstalle aus einer Felsenritze wieder hervorgebrochen. — Ferner wohnten solcher Frauen in der „Himmelsgebinnerlei" und auf der Schneifel beim sogenannten „Meilstein".

Wenn man dem Fußpfade folgt, welcher von dem Dorfe Niederwinkel (Kr. Daun) nach dem Dorfe Immerath führt, so gelangt man zu einem Bergrücken, welcher nach Osten hin bewaldet ist und von dem Uesbach umflossen wird. Auf diesem Bergrücken befinden sich drei Grotten, welche vulkanisches Gestein gebildet hat und „das Wildfrauenhaus" genannt werden. Kinder, welche sich hierhin begeben, pflegen aus Furcht vor der „wilden Frau" nur schüchtern dieser Stelle zu nahen. Ein Näheres über diese Frau weiß die jetzt lebende Generation nicht zu berichten.

Auf dem Banne von Seblem (Kr. Bittburg) befindet sich ein Wäldchen, das „Büschelchen" genannt, und darin die „Meermännchens-Lay". Dieselbe hat eine schneckenförmig gewundene Höhlung, worin ein zehnjähriges Kind aufrecht gehen kann. In dieser Höhle wohnte in der Vorzeit das „Meermännchen" *). Dasselbe lebte bloß von Kräutern und ließ sich selten sehen. Wenn Menschen sich ihm nahten, eilte es schnell in seine Höhle.

*) Soll vermuthlich „Meerminnchen" heißen, welche Bezeichnung gleichbedeutend ist mit „Waldminne und Waldfrau."

V.

Wichte, Elbe, Hausgeister.

Die „Wichterchen" — so berichtet die Volkssage von Bleialff und Umgegend — waren äußerst kleine Leutchen, nur ½ — 1 Fuß hoch, und so dünn und schmal, daß sie in gewöhnliche Felsenritzen einschlüpfen konnten. Ihre Wohnungen waren Felsen, welche viele Höhlungen hatten und in der Nähe von Quellen und Bächlein lagen. Es lebten ihrer oft eine große Menge beisammen; ob sie aber familienweise oder gemeinsam wirthschafteten, ist unbekannt, da Niemand je in das Innere ihrer Wohnungen gelangte. Sie waren genügsame, friedliche und dabei sehr kunstsinnige Leutchen, indem sie die feinsten Arbeiten in Eisen, Silber und Gold verfertigten. Ebenfalls waren Schneider und Schuster unter ihnen. Hatte Jemand einen Schuh zerrissen und trug ihn am Abend nebst etwas Geld vor ihre Höhlen, so fand er ihn des Morgens daselbst schön und solid reparirt wieder. — Wurden diese Leutchen am Tage, wo sie sich an ihren Felsen sonnten, oder in den Bächlein plätscherten, von Fremden betroffen, so schlüpften sie eiligst in ihre Felsenhäuslein; bei Nacht aber wanderten sie häufig umher.

Wichterchen wohnten vorhin: in der Nähe von Steinbrück an der Our; in der Nähe von Schlierbach; in der Himmelsgebinnerlai an der Alf; am Fuße der Schneifel, bei dem Dörfchen Steinbach, in der „Wichterlai".

Das Wichterloch unfern Speicher.

Bei Speicher an der Kyll, Kr. Bitburg, befindet sich ein Loch, welches durch eine Felsspalte gebildet worden ist. Dasselbe soll nach der etwa tausend Schritte entfernten Kyll und unterirdisch bis zu dem Roeler Walde geführt haben und da zu Tage getreten sein. Das war die Wohnung der Wichterchen; Leutchen von 1½ Fuß. Dieselben ließen sich bei Tage nie sehen, nur Nachts gingen sie aus, was die Fußstapfen vor der Höhle anzeigten. Einstmals war eine Hochzeit in Speicher und dabei zugleich Musik. Die Wichterchen, durch die Musik angelockt, näherten sich dem hochzeitlichen Hause, wurden aber, da es Mondschein war, bemerkt und von den hochzeitlichen Leuten und

Gästen verfolgt. Dabei flohen sie so schnell, daß man sie nicht einzuholen vermochte. Ein Wichterchen jedoch verlor auf der Flucht einen Schuh, und dieser war von Silber. Von dieser Zeit an hat man von den Wichterchen nichts mehr gehört. Die Nachkommen der hochzeitlichen Leute sind aber so klein geblieben, daß sie noch heute die „Strünkelcher" heißen.

Das Kräutermännchen.

Unterhalb Otrang, in den waldigen Bergen des rechten Kyllufers, erscheint zu gewissen Zeiten des Nachts ein Männlein, das Kräuter sucht; sobald aber der Tag ankommt, verschwindet es in einer Spalte des Berges, welcher das Dörflein Villsäcker trägt. Zu der Zeit, wo der schwarze Tod in Deutschland herrschte, und der Kaiser sich mit seinem Hofe unter Pfalzkyll auf einem luftigen Berge nach der Sage niederließ, ward das Männlein den Flußbewohnern bekannt. Dasselbe suchte damals schon in der Bergabdachung gegen den Fluß hin nächtlich Kräuter, und legte sie, in Bündlein gebunden, bei einer Baumwurzel nieder, wo die Leute sie bei Tage, den Zweck derselben merkend, dankbar wegnahmen und zu einem heilsamen Tranke für Kranke verwendeten. — Als die Pest zu wüthen aufhörte, verschwand auch das Kräutermännlein; dasselbe kehrte aber mit dem Wiedererscheinen pestartiger Krankheiten und Seuchen jedesmal zurück.

Einstmals stand ein Fischer Nachts mit seinem Wurfgarne oberhalb der Fliessemer Mühle am Kyllfluß; er hatte schon oft sein Garn ausgeworfen, aber auch noch nicht ein einziges Fischlein gefangen. Das war ihm ein großer Verdruß; denn er hatte zu Hause zwei kranke Zwillingskinder, ein Knäblein und Mägdlein, welche jedesmal, wenn die Fieberhitze vorüber war, nach einem Fischlein großes Verlangen trugen. Eben war er im Begriffe, an einer rauschenden Stelle noch einmal das Garn zum Fange auszuwerfen, als er das Kräutermännlein am andern Ufer der Kyll, ihm gegenüber, und mit aufgehobenem Finger ihm dräuend, erblickte, und zugleich zwei junge Schwäne vor sich gewahrte, die schwach und kraftlos stromaufwärts schwammen. Obgleich das Männlein gegenüber den Kopf schüttelte und dem Fischer ein Kräuterbündlein entgegen hielt, warf dieser doch das Garn über die vermeintlichen Schwäne. Als er aber das Garn leerte, befanden sich statt der Schwäne fünf schöne Forellen darin.

Der Mann eilte, so sehr er konnte, um die Lust der kranken Kinder mit den Fischen zu stillen. Kaum aber hatten sie davon gegessen, so erbleichten beide; der Knabe aber sprach, ehe er verschied: „Vater, ich und mein Schwesterlein waren am Flusse bei dir; du hast über zwei kranke Schwäne das Garn geworfen!"

Das Heinzenmännchen.

Im Sirzenicher Walde ist eine bewaldete Felsenspalte, worin, tief im Schooße des Berges, das Heinzemännlein hauset. Der Kleine verläßt gerne am frühen Morgen sein Haus, macht allerlei Sprünge, plätschert im Bache herum, pflückt Erdbeeren zum Strauße und treibt Anderes zum Zeitvertreib und Vergnügen. Wird er von Menschen überrascht, so entflieht er schnell, mit seinem dicken Köpflein wankend und auf seinen zarten Füßlein wackelnd, in sein Felsenhaus. Am hellen Tage ist der kleine Wicht sehr schüchtern; nur wenn die Nacht hereingebrochen ist und die Sterne am Himmel blinken, wird er dreister. Kinder, welche das Vieh weidend in der Dämmerung seinem Aufenthalte sich nahen, pflegt er durch Geschrei und Ueberrumpelung zu schrecken und es erfreut ihn, wenn sie voller Angst davon laufen.

Vor vielen Jahren durchwandelte ein wunderholdes Mägdlein den Wald; das Kind gefiel dem kleinen Manne und er zog es deshalb an, indem er ihm allerlei schöne Sachen, Gold und Silber schenkte. Einst kam das Kind bei hellem Mondenscheine allein in den Wald, um die Kühe zu weiden; da sprang der kleine Schalk herbei und führte es mit Schmeicheleien in sein Felsenhäuslein. Seitdem sitzt das Mädchen bei dem Heinzemännlein im Berge und weint sich die Aeuglein trüb. Es möchte so gern, so gern hinaus, aber das Männlein hält es fest in seiner Behausung und hat es wie sein Weiblein lieb. (Ph. Laven a. a. O.)

Die „Heinzemännchens-Wiese".

Zwischen Pelm und Rockeskyll befindet sich, unterhalb des Weges, die obengenannte Wiese; an derselben wohnt das Heinzemännchen. Man fürchtete dasselbe früherhin und mochte in der Nacht die Stelle nicht passiren; daß es aber je irgend Jemand belästigt habe, das konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Die Kobolde zu Niederehe.

Auf der Burg zu Niederehe hielten sich früherhin zwei Kobolde auf, welche oft „wie zusammengeballte Lumpen sich die Treppe hinabwälzten und dann laut lachend davon liefen".

Die Wichterches-Lay.

Nicht fern von Winterspelt, auf dem rechten Our-Ufer, jenseits des Dorfes Steinbrück und in der Nähe von Lommersweiler, im Regierungsbezirk Aachen, ergießt sich der „Kodderbach" in die Our. Daselbst, im Eisborn, befindet sich ein Fels, die „Wichterches-Lay" genannt, wo die Wichterchen einst wohnten. Aus dem „Schlaperts-Hause" zu Lommersweiler, worin ein Mägdlein wohnte, welches ein Wichterchen gern sah, kam einst ein Mann, Namens „Nelles" (Cornelius) zu der Wichterlay und traf zwei derselben daselbst, welche einen großen Haufen Geld in den Sonnenschein hingelegt hatten, damit sie dasselbe von dem Schimmel befreiten. Der Mann fragte, ob er nicht eine Summe von dem Haufen haben könne. Die Wichterchen bejahten das und fragten ihn, ob er einen Buschsester oder Hausesester voll haben wolle. Nelles erkundigte sich nach dem Unterschiede beider Sester und erhielt den Bescheid: ein Buschsester sei bloß ein Hut voll, ein Hausesester aber der gewöhnliche Sester. Hierauf bedachte sich der Nelles nicht lange und sagte: „Dann muß ich schnell meinen Sester holen gehen". Als er aber bald darauf mit seinem Sester kam — da waren die Wichterchen und das Geld fort und es lag nur noch etwas Kupfergeld da. Indem Nelles dieses auflas, sprach er über sich selbst unwillig: „Mord-en-ken-enn! wärst du nur mit dem Buschsester zufrieden gewesen." —

Noch ist zu bemerken: die Wichterchen sollen sich auf den Schall der Glocken verloren haben, und „Kodderbach" heißt so viel als „böser" Bach, denn „kodder" heißt in der Volkssprache so viel wie: bös, rasend.

In die Wichterches-Lay führen zwei Löcher hinein, die etwas größer als Fuchslöcher sind, so daß ein etwa zehnjähriger Knabe hineinkriechen kann. Einst nun krochen zwei Knaben hinein, eine Kerze bei sich habend. Sie fanden in der Höhle Geld, verirrten aber darin und das Licht ging ihnen aus. Da die Leute ihnen lange gerufen hatten, ohne daß das Rufen zu ihnen drang, wurde

der Kuhhirt herbeigeholt, der mit seinem Horn hineinblies. Die Knaben vernahmen das Horn, gingen auf den Schall zu und kamen glücklich wieder an's Taglicht.

Die Erdmännchen.

In der Nähe von Malmedy wohnte ein Bäcker, der, wenn er am Abend den Teig angemacht hatte, stets am Morgen das Brod und die Wecke gebacken fand. Natürlich war der Mann sehr neugierig zu erfahren, wie das zugehe. Da die Backstube sich unter seiner Wohnstube befand, bohrte er durch den Fußboden letzterer ein Loch, vermittelst dessen er unbemerkt beobachten konnte, was sich nächtlich in der Backstube begab. Wie er nun während der Nacht den Beobachter spielte, sah er, wie zwei Erdmännchen (Zwerglein) kamen, den Teig kneteten, formten und in den Ofen brachten. Da die Erdmännchen beide nackt waren, ließ er für sie Kleidungsstücke machen und legte dieselben am Abend in die Backstube. Er beobachtete in der Nacht wieder die Erdmännchen, um zu sehen, was sie mit den Kleidungsstücken anfangen würden, und sieh', nachdem sie ihr Geschäft wie früher verrichtet, zogen sie die da liegenden Kleidungsstücke an, tanzten freudevoll mit einander und riefen: „Reich, reich genug!" Nun aber verschwanden sie für immer, und die Vermögensverhältnisse des Bäckers, welche bis dahin guten Fortgang gehabt, nahmen mehr und mehr ab.

Die Heinzemännchen auf dem Blankenheimer Schlosse.

In frühern Zeiten, als das Schloß zu Blankenheim noch stand und von den Grafen bewohnt war, hörte man an den Quatember-Tagen oft in der Nacht in dem s. g. „steinernen Saale" tanzen. „Die Tänzer aber waren Heinzemännchen." Sobald sie ihre Tänze begannen, öffneten sie die Fenster des Saales; waren dieselben aber beendigt, so wurden die Fenster wieder geschlossen. Diese Männchen, auch Erdgeister vom Volke genannt, wurden oft nächtlich von den wachehaltenden Soldaten gesehen, besonders zwischen elf und zwölf Uhr. Sie erschienen aber dann in Gestalt einer Gerte, auf welcher ein unförmlicher Kopf stack. Aus dem steinernen Saale kamen sie die Treppe herunter, traten durch eine Fallthüre, die sich hinter ihnen mit fürchterlichem

Krachen zuschloß, in einen langen Gang und von da in den dunklen Schloßkeller, wo sie verschwanden. Sobald die in dem Gange auf Wache stehenden Soldaten die Männlein die Treppe herunter kommen sahen, traten sie aus dem Gange in den Hof und ließen sie ungestört vorüberziehen. — Mit dem Schloßkeller begnügten sich die Männlein indeß nicht; sie stiegen mitunter auch auf den Speicher des Schlosses, füllten Säcke mit Korn, warfen sie über hundert Schritte weit durch die Luft hin, wo letztere dann mit einem Geräusche zur Erde fielen, wie ein nasser Sack auf einen Stein fällt.

Nicht immer weilten die lustigen und listigen Männlein auf dem Schlosse; waren sie aber anwesend, so leisteten sie dem Schloßherrn auch manchen Dienst; sie spalteten z. B. des Nachts Holz, zündeten das Feuer in der Küche an, reinigten die Zimmer, fütterten und pflegten die Pferde; ja sie wiegten und bewachten sogar die Kindlein des Grafen.

Noch verdient folgender Vorfall einer Erwähnung. Als im Jahre 1814 deutsche Krieger auf ihrem Zuge nach Frankreich einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt bei dem s. g. „Heidentempel" ihre Wagenburg hatten, sah eine daselbst aufgestellte Schildwache ebenfalls ein Heinzemännchen und verhöhnte es. Zur Strafe aber wurde sie von demselben hin- und hergeworfen und tüchtig durchgehauen. Da dieses sich fast in jeder Nacht wiederholte, wurde die Wagenburg verlegt. Die Leute aber sagten: das hat der Oberste der Heinzemännchen gethan, den man auch den „grauen Geist" nannte. Seitdem das Schloß abgebrochen ist, sind die Männlein verschwunden.

Das Zwergloch zu Weingarten.

Bei Weingarten (Kr. Euskirchen) sieht man auf der Höhe eines kleinen Hügels eine Höhle; da haben in frühern Zeiten die Zwerge gewohnt. Die Höhle geht auf zwei Stunden weit unter der Erde fort bis in das Kloster Schwarzenbroich, wo sie im Keller einen Ausgang hat. Wenn es den Zwergen nach gutem Weine gelüstete, oder sie ihren Freunden von solchem geben wollten, dann stahlen sie denselben aus dem Klosterkeller, wo er in Menge lag. Auf dem Sommerhäuschen einer bei Weingarten gelegenen Burg sieht man noch heutzutage eine buntbemalte Figur, und das ist das Bild von einem der Zwerge.

Wenn die Bauern aus der Umgegend an dem Zwergloche vorübergehen, dann werfen sie einen Stein hinein; dadurch ist der Eingang nun so enge geworden, daß man nur mit großer Mühe noch durch kann. (Wolf, d. S. v. M. Nr. 182.)

Das Heinzemännchen in Niederehe.

In einem Hause zu Niederehe hält sich von alten Zeiten her ein Heinzemännchen auf; die Bewohner haben dasselbe sehr oft gesehen. Mitunter ist es abwesend, und hat dann seinen Aufenthalt in einem Thälchen, welches sich in der Nähe der unterhalb des Ortes gelegenen Mühle befindet. Hier bei einer Quelle, aus welcher köstliches Wasser hervorsprudelt, bewahrt es unterirdisch seine Schätze auf. Nicht selten, wenn die Hausbewohner von ihrer Feldarbeit zurückkehrten, fanden sie das Heinzemännchen am Feuer, als wollte es sich wärmen. Einer der Bewohner des Hauses war mit ihm besonders befreundet und pflegte, wenn er zum Feuer trat, zu dem Männchen zu sagen: „Um hinten!“ und dasselbe zugleich in die Seite zu stoßen; dann rückte das Männchen bei Seite, oder es ging in sein stilles Thälchen, wo es dann wieder längere Zeit hindurch verweilte. Nicht selten, wenn die Kinder allein zu Hause waren, kam das Heinzemännchen, in Lumpen oder in einen Sack gehüllt, zu ihnen in die Stube. Die Kinder fürchteten sich aber vor demselben nicht im geringsten, sondern riefen, sobald sie dasselbe ansichtig wurden: „Das ist das Heinzemännchen; das thut uns nichts!“ Noch in jüngster Zeit zeigte sich das Männlein der dermaligen Bewohnerin des Hauses; es ist derselben aber nicht hold, sondern spielt ihr manchen losen Streich, wirft ihr z. B. den Ofen um, hebt ihr die Kochtöpfe vom Feuer ꝛc. Man sagt, die Frau wolle das Männlein durch Beten aus seinem alten Quartier vertreiben und deshalb sei es gegen sie aufgebracht.

Das Erdmännchen.

Unweit des Ortes Kall im Schleidener Thale fand ein Knabe, welcher in eine Erzgrube gegangen war, ein Männchen, das ihm winkte, ihm zu folgen. Der Knabe folgte, und beide stiegen an einer Strickleiter in die Tiefe hinab. Allda zeigte

das Männchen dem Knaben die Fülle des gediegensten Erzes und gab ihm den Auftrag, nur Arbeiter mitzubringen, welche das Erz in einem Korbe herauszögen. Zugleich aber befahl das Erdmännchen dem Knaben, Niemand auch nur ein Wörtchen von ihm und den Schätzen zu erzählen, und drohte ihn umzubringen, wenn er das Geheimniß verletze. Der Knabe brachte Arbeiter in die Grube, stieg an der Strickleiter hinunter und das Erdmännchen brachte ihm so viel Erz hin, daß jene selbes kaum herauszuschaffen vermochten.

Die Arbeiter bemühten sich lange vergeblich, den Knaben zu erforschen, wie er in den Besitz des Erzes gelange; sie führten ihn daher eines Tages in eine Schenke, und als sie ihn durch Getränke berauscht hatten, entdeckte er ihnen das Geheimniß. Als sie nun wieder zur Erzgrube gingen und der Knabe an der Leiter in die Tiefe stieg, fand sich sofort das Erdmännchen wieder ein, aber nicht, um, wie frühe, ihm Erz zuzutragen, sondern es erwürgte den Unglücklichen, steckte ihn statt des Erzes in den Korb und ließ die Arbeiter ihn heraufziehen. Von dieser Stunde an wurde kein Erz mehr in der Grube gesucht.

An dem von Uelmen nach Ues führenden Wege befindet sich, nahe bei Ues, ein künstlich angelegter Stollen in einem Bergvorsprunge, in welchem in frühern Zeiten die Bergmännchen wohnten. (Laven, a. a. O. S. 302.)

Oestlich von dem Dorfe Hühnerbach, nahe bei Kellberg, erhebt sich aus der Heide ein schöner Basaltfelsen, die „Bergmännchesley" genannt. *) (Laven a. a. O. S. 302.)

VI.

Riesen.

Die Riesen am Jannersberg.

Auf dem Jannersberg (Gemarkung von Kopp, Kreis Prüm) stand eine uralte Kirche nebst einer Eremitage. Ein Friedhof

*) Wiederholt bemühte ich mich, aus dem Volksmunde etwas Näheres über die beiden vorhergehenden Sagen zu erfahren oder auch nur eine Bestätigung derselben zu gewinnen, aber vergebens.
Der Herausgeber.

umgab die Kirche. Nach Kopp zu, am Abhange des Zannersberges, stand in alten Zeiten ein Gebäude, und da wohnten Riesen. Wenn sie ein abgegangenes Stück Vieh irgendwo fanden, so nahmen sie dasselbe mit in ihre Burg und verzehrten es allda. Sie meinten, das sei das beste Fleisch, was Gott selbst geschlachtet. Kamen sie in ein Haus, worin sich Fleisch im Schornsteine vorfand, so langten sie darnach und nahmen es mit. Niemand war so kühn, den Riesen Etwas zu versagen. — Als „Bütejanes von Bieresborn" den oben erwähnten Kirchhof, „der Riesenkirchhof" genannt, umgrub, um denselben einzupflanzen, fand er Beinknochen in der Erde von 4—5 Fuß Länge. Allgemein kam man darin überein, daß diese Knochen von jenen Riesen herrührten.

Der Mann in der Burglay.

In der Burglay bei Greimersburg (Kr. Cochem) geht oft nächtlich ein sehr großer Mann umher mit langem Kamisol, dreieckigem Hute und großen silbernen Schuhschnallen, welcher an einem Stahle mit einem Steine gewaltig sprühende Funken schlägt. Jeder Funken ist so groß, daß ein solcher allein im Stande ist, die ganze Umgegend zu erleuchten. Der Mann raucht übrigens keinen Tabak, und wird mithin wohl älter sein, als die Zeit, wo dieses so edle Kraut bei uns bekannt wurde. Der Hut sitzt dem Manne fest auf der ernsten Stirne, und er schreitet gravitätisch mit sehr großen Schritten auf dem östlichen Abhange der Burglay, unbehindert von Hecken und Gesträuch, einher. Auch kümmert er sich nicht im Geringsten um Jemand, sondern schlägt bloß fortwährend Feuer, ohne daß man sieht, wo er Feuer anzünden wolle.

Das Riesenfräulein.

Auf der hohen Acht stand in sehr alten Zeiten eine stolze Veste, worin Riesen hausten. Einst stieg von da ein Riesenfräulein in's Thal hinab und fand daselbst einen Bauersmann, der mit zwei Pferden das Feld pflügte. Es kam ihr in den Sinn, den Bauer, seine Rosse sammt dem Pfluge in ihre Schürze zu raffen und als Spielzeug mit auf die Burg zu nehmen. Als sie aber auf der Burg angekommen war und den zitternden Bauersmann mit den Pferden und dem Pfluge

auf einem Tische auskramte und das artige Spielzeug voll Freude ihrem Vater zeigte, gab dieser ihr einen ernsten Verweis, indem er sprach: Närrisch Kind, auf der Stelle trag alles das wieder herunter an den Ort, wo du es genommen, und merke dir's wohl: der Bauer ist kein Spielwerk!

VII.

Spukgeister.

Peter Stroh.

Ein Mann aus Berlingen (Kr. Wittlich), Namens Peter Stroh, war als Bräutigam nach Bausendorf zur Kirmes gegangen. Am Abende, da er nach seinem Wohnorte zurückkehrte, vernahm er im Cösgen, einem von Wald umgebenen und zwischen Bausendorf und Neuerburg gelegenen Wiesenthälchen, eine wundersame Musik. Es kam ihm vor, als wären alle Bäume in Musikanten verwandelt. Indem er über das seltsame Ereigniß staunend dasteht, erblickt er mit einem Male seine Braut und deren Mutter vor sich. Die Braut ladet den Bräutigam zum Tanze ein, dieser aber weigert sich dessen. Die angebliche Braut gibt hierauf dem Bräutigam einen Kuß auf die Wange und verschwindet mit der Mutter. Die Musik verstummt gleichzeitig und in den Bäumen erhebt sich ein solches Getöse, als sollte der Wald zusammenbrechen. Der Stroh aber behielt von dieser Stunde an bis zu seinem Lebensende einen schwarzen Flecken an der Wange, auf welche er den Kuß empfangen hatte.

Das Tommermännchen.

Der Weg von Darscheid nach Schönbach (Kreis Daun) führt über einen Berg, welcher „Somersberg" heißt, und darauf befindet sich eine kleine Kuppe, die „Tommen" genannt wird. Hier treibt das „Tommermännchen" seinen Spuk. Dieses Männchen soll ein Hofmann von Steiningen sein, der als Schiedsrichter in einer Grenzstreitigkeit Unrecht geübt habe und deshalb

hier umherwandere. Nach Anderer Meinung hat auf dieser Stelle ein Galgen gestanden und der hier häufig vorkommende Spuk wird von den Geistern der Erhängten verübt. Dem sei nun wie ihm wolle, als Thatsache führt man an, daß man nicht selten, besonders an den Vorabenden hoher Festtage, hier ein fürchterliches Geschrei, Pfeifen, Rufen und Gerassel vernommen habe. Ferner werden folgende Vorfälle erzählt:

Ein gewisser Leonard Weber aus Darscheid, welcher vor etwa 40 Jahren starb, äußerte kurz vor seinem Ableben, daß er auf Tommen seinen Tod gefunden habe. Als er nämlich des Nachts von Cochem rückkehrend über Tommen gekommen sei, habe sich ihm daselbst ein Männchen in den Weg gestellt. Nachdem er mehrmals vergeblich den Versuch gemacht, ihm auszuweichen, habe er das Männchen fassen und bei Seite schieben wollen; allein in demselben Augenblicke habe das Männchen ihn gefaßt und der Art in den Seiten gedrückt, daß er davon sterben müsse. — Ein Mann aus Darscheid, welcher mit seinen Ochsen vom Uelmer Markte an Tommen vorbei kam, vernahm einen so lange anhaltenden und so durchdringend starken Pfiff, wie ihn weder ein Mensch, noch ein Thier hervorzubringen vermag. Die sonst so steifen Ochsen liefen hierauf so schnell weg, daß der Eigenthümer sie erst nach längerer Zeit einholen konnte. — Manche Fuhrleute, welche an Tommen vorbeikamen, fanden einen langen Klotz im Wege liegen und die Zugthiere wollten um keinen Preis vorwärts. Als einst ein Fuhrmann, der ebenfalls nicht von der Stelle kommen konnte, in greuliche Fluchworte ausbrach, erhob sich sogleich ein solches Geheul, daß die Pferde vor Schrecken durchrannten, als sollten sie sich die Hälse zerbrechen. Das Tommermännchen erschien auch Vielen in Gestalt eines Hasen und lief so nahe vor den Wandrern her, als wollte es sich fangen lassen. — Oft hat man an dieser Stelle auch das „Wodesheer" gehört.

Das Hüllscheider Männchen.

Auf dem Walde „Hüllscheid", in der Nähe von Eckfeld (Kr. Wittlich) haben Viele ein altes Männchen gesehen. In der Nacht hört man es Holz spalten, am Morgen aber findet man kein gespaltenes Holz. Mäher, welche Nachts in den Wiesen schliefen, hörten das Männchen die Sense schleifen; sie

meinten, es sei ein anderer Mäher da, gingen sie aber zu der Stelle hin, wo derselbe sich finden mußte, so hörten sie wieder an einer andern Stelle das Schleifen und so ging es fort. Auch bei Tage sah man das Männchen, indem es Felsenstücke an einer Bergwand löste und herabrollen ließ. Das Männchen erscheint auch als Vogel am Lieserbache; wer dasselbe aber fangen will, der wird von demselben geneckt, indem es den Fänger so nahe kommen läßt, daß er es zu erhaschen vermeint, dann aber wieder eine Strecke weiter fliegt.

Der Küpscheider Spukgeist.

Auf dem Walde „Küpscheid", welcher zwischen Uedersdorf und Bleckhausen liegt, bei dem sogenannten großen Sur, ist es nicht geheuer. Leute, welche da vorbei kamen, hörten die Bäume derart krachen, daß sie jeden Augenblick von ihrem Falle erschlagen zu werden befürchteten. Andere hörten, wie die Baumäste gewaltig durcheinander schlugen. Wieder Andere hörten ein ungewöhnliches Pfeifen von Vögeln. Vor Andern lagerte sich ein langer Klotz in den Weg, oder dieser wurde ihnen in anderer Weise versperrt, so daß sie umkehren mußten.

Am Abend eines Charfreitags sagte ein Köhler, welcher auf dem Walde Bäume fällte, zu seinen Söhnen: „Heute gehen wir in die Abendandacht!" Die Söhne verneinten dies, da sie bei dem guten Wetter noch arbeiten könnten. Als es nun dunkel geworden und die Köhler noch etwas an dem Feuer sich erwärmen wollten, hörten sie auf einmal einen Wolf heulen. Der Vater sagte scherzend: „Der ruft seine Jungen!" Augenblicklich aber befand sich ein Ungeheuer vor ihnen, das sich bald auf den Füßen, bald auf dem Kopfe bewegte, und dabei die verschiedenartigsten und fürchterlichsten Töne von sich gab. Die Leute geriethen in große Angst, flohen, und als sie schon in ihrem Wohnorte waren, hörten sie noch dies Geheul.

Der Bleimichel.

In dem Schlosse zu Föhren spukt ein Geist, der unter dem Namen des „Bleimichel" bekannt ist. Derselbe trägt einen bleiernen Mantel, und unter demselben sieht es gar feurig und glühend aus. Er treibt aber auch seinen Spuk in Gestalt eines

großen Hundes, als welcher er auf der Treppe des Schlosses einer Weibsperson begegnete, die sich darob so entsetzte, daß sie bald darauf starb. Wieder nimmt er die Gestalt eines dreibeinigen Hasen an. Endlich auch liegt er an dieser oder jener Stelle auf dem Felde als großer Klotz. Setzen sich nun die Leute darauf, um auszuruhen, dann rollt der Klotz unter ihnen weg und ein gellendes Gelächter läßt sich vernehmen. Dieser Geist nun soll der „Rictiovar" sein, welcher in Trier die Christen so blutig in den heidnischen Zeiten verfolgte und nach seinem Tode, als Geist in Trier spukend, in den „Schmierbüsch" bei Föhren verbannt wurde.

In der Nähe des Schlosses befindet sich der „Thiergraben". In demselben vernimmt man oft nächtlich ein Durcheinander von verschiedenen Thierstimmen; es ist dies das „Wodesheer".

Rictiovar auf dem Meilenwalde.

Da der grausame Rictiovar als Geist den Trierern zu arg in der Stadt spukte, ließen sie denselben durch zwei Mönche auf den Meilenwald bannen. Die Mönche mußten nun mit demselben zu Schweich über die Mosel setzen; der dortige Fährmann aber wollte dieses mit einem Kahne bewerkstelligen, die Mönche bestanden jedoch darauf, daß er sich der Ponte bediene. Diese aber ging bei der Ueberfahrt so tief, daß sie zu sinken drohte und der Fährmann, erstaunt über die Ursache der Last, welche sich im Fahrzeug befand, die Mönche darüber befragte. Einer derselben öffnete sein Oberkleid und unter demselben gewahrte der Fährmann den glühenden Geist. Derselbe wurde von den Mönchen darauf in den Meilenwald gebracht und darin gebannt, wo er noch bis auf den heutigen Tag glühend herumgehen soll.

Das Kloppen-Männchen.

Dieses Männchen treibt seinen Spuk in dem Kyllburger Walde und läßt sich gar häufig bei Tage sehen. Es ist ungefähr 5 Fuß hoch, trägt ein langes, bis auf die Füße herabreichendes graues Kleid und einen runden Hut; seine Gesichtsfarbe ist aschgrau. Im Nu klettert es bis zum Gipfel der höchsten Bäume, und ist ebenso schnell auf einem andern Baume.

Jeder glaubt, das Männchen fälle Holz; auch hört man die Bäume fallen, aber Niemand findet gefälltes Holz.

Jakob Pollig aus Kyllburg hatte im Walde einen Hasen geschossen. Als er, denselben im Ranzen, nach Hause gehen wollte, wurde der Sack immer schwerer, so daß der Jäger sich gezwungen sah, den Sack zu leeren; es war aber nun in demselben nichts vorhanden als Pferdekoth. Wie aber der Jäger um sich sah, sieh', da stand das Kloppen-Männchen ganz nahe bei ihm, klatschte in die Hände und lachte aus vollem Halse.

Die Unholde am Teufelsploß.

Wenn man dem Fußpfade von Lutzerath nach Beuern folgt, so gelangt man zu einem Pfuhle, welcher „Teufelsploß" genannt wird. An dieser Stelle gesellt sich dem nächtlichen Wanderer eine nackte Weibsperson mit lang herabhängendem Kopfhaar zu, geht ihm zur Seite und führt ihn irre. Ein Schullehrer, Namens Zwang aus Kliding, wurde hier ebenfalls irre geführt, stürzte über einen Felsen in die Tiefe und starb in Folge dieses Sturzes.

Des Suter-Michel.

Auf der Höhe zwischen Beuern und Bremm befindet sich der Wald „Suter" genannt. Zwischen den beiden oben genannten Gemeinden war nun ein Streit über die Grenze der beiderseitigen Gemarkungen ausgebrochen. Um diesen Streit zu schlichten, sollte der Aelteste der Gemeinde B. an Ort und Stelle beschwören, daß er auf B. Grund und Boden stehe. Michel, welcher bestimmt war, diesen Eid zu leisten, that in seine Schuhe Grund vom B. Boden und in seinen Hut einen Schöpfer (Löffel) und schwur also: „So wahr stehe ich auf B. Grund und Boden, als der Schöpfer oder mir ist."

Seit dem Ableben dieses Mannes aber spukt es an dieser Stelle und es wird geglaubt, daß er selbst dieser Spukgeist sei, und dieser daher auch „Suter-Michel" genannt. Eine Frau, welche den Berg zu dem Walde hinanstieg und eine Hotte trug, fand im Wege einen dürren Stab, welchen sie auf die Hotte legte, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Wie sie den Berg hinaufstieg, wurde der Stab immer schwerer, so daß sie beinahe

nicht mehr fortkommen konnte; als sie aber beinahe den Berg erstiegen, rollte jener von der Hotte auf die Erde und den Berg hinab, und gleichzeitig wurde ein Lachen und Händeklatschen vernommen.

Buben, welche an dieser Stelle während der Nacht die Pferde weideten, legten sich daselbst zur Ruhe hin. Einer derselben rief:

„Suter-Michel,
Komm' deck' mich,
Komm' streck' mich,
Komm' weck' mich,
Komm' leck' mich!"

Dieser Bube aber wurde so gedeckt und gestreckt, daß er am Morgen in Betttüchern nach Hause getragen werden mußte und bald darauf starb.

Kommen Leute, welche Lasten tragen, durch das Gebiet des Suter-Michel, so finden sie oft am Wege einen Klotz liegen, welcher sie einladet, daselbst ein wenig zu rasten. Setzen sie sich aber behaglich hin, dann rollt der Klotz tückisch unter ihnen weg — und lacht dazu.

Ein Mann, welcher am frühen Morgen in den Wald ging, um Holz zu sammeln, fand daselbst einen dürren Dollen (Wipfel) einer jungen Eiche. Ei, dachte er, das macht sich ja herrlich, und sofort nahm er die Last auf den Rücken und eilte nach Hause. Wie er aber eben in sein Haus treten wollte, da rutschte der Dollen von seinem Rücken, lachte — und fort war er! —

Auf dem Gontelwalde, in der Nähe von Bengel, lagerten einst, nicht fern vom „heiligen Born", Nachts Buben aus Bengel, welche die Pferde auf der Weide hatten, bei einem Feuer, das sie angezündet. Einer derselben hatte die Dreistigkeit zu rufen:

„Suter-Michelchen,
Komm' deck' mich ꝛc."

Gar bald kam Jemand und warf Etwas in das Feuer, das so krachte und knallte, daß es Allen gar unheimlich ward, und Keiner wagte die Hände, womit sie die Augen hielten, wegzunehmen, um hinzusehen. Nur Einer, nämlich der, welcher gerufen hatte, wandte sich mit dem Gesichte etwas zu dem Feuer hin; er behielt aber auch von dieser Stunde an ein schiefes Gesicht.

Ein Grenzsteinverrücker.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Niederehe ein habsüchtiger Mann, der an den Feldern seiner Nachbaren die Marken verrückte und zudem mit Allen in Streit und Prozessen lebte, die ihm nur im Mindesten zu nahe kamen. Es geschah zu dieser Zeit, daß der Gemeindewald von Niederehe genau abgemessen und abgesteint werden sollte. Jener Mann nun, um seiner Gemeinde einen Vortheil zuzuwenden, ging hin und verrückte die Grenzsteine am herrschaftlichen Walde. So wurde, da man in jener Zeit nicht scharf auf die Begrenzung achtete, dem herrschaftlichen Walde ein großes Stück entzogen und dem Gemeindewalde einverleibt, welches Stück noch jetzt die Gemeinde benutzen soll. Der Ungerechte genoß jedoch den Vortheil seines Betruges nicht lange; denn als er einst in dem gestohlenen Walde einen verdorrten Baum fällte, stürzte ihm ein Ast, der beim Umfallen abgebrochen war, auf den Kopf und schlug ihn todt. Als man den Mann lange allenthalben vergeblich gesucht hatte, fand man ihn nach vielen Tagen an dieser Stelle, wo die wilden Thiere schon an seinem Leichname gefressen hatten. Von dieser Zeit an aber wandelt derselbe mit einem schweren Steine beladen in dem gestohlenen Walde umher, und an stillen Abenden vernimmt man seinen Ruf: „Wo thu' ich ihn hin?"

Das Aeltestermännchen.

Zwischen den Gemeinden Brück und Boos war ein Streit über das Aeltesterbüschen entstanden, da jede Gemeinde denselben als ihr Eigenthum in Anspruch nahm. Ein Mann beschwor nun, daß der Büsch der Gemeinde Boos zugehöre, und damit war der Streit zu Ende. Seit dieser Zeit aber wanderte der Mann, welcher den erwähnten Schwur gethan, wie Feuer glühend im Aeltesterbüschen umher und rief, einen schweren Markstein auf dem Rücken: „Wo thu' ich ihn hin? Wo thu' ich ihn hin?" — Nachdem das Männchen schon lange so herumgewandert und Manchem begegnet war, welcher ihm die Antwort schuldig blieb, begegnete dasselbe auch einmal einem Manne, der sich einen Rausch und damit einen erhöhten Muth getrunken. Dieser erwiederte daher dem Männchen auf sein: „Wo thu' ich ihn hin?" ohne Zaudern und herzhaft: „„Du Narr, wo du

ihn hergenommen, da thu ihn hin!"" In demselben Augenblicke warf das Aeltestmännchen den Markstein auf den Boden, daß er tief in die Erde fuhr, und sagte: „Auf das Wort hab' ich lang' geharrt." — Das Männchen wurde so des Steines ledig und verschwand für immer.

Der Köp.

Ein Mann mit Namen Köp aus Berterath, bei Manderfeld, erhängte sich vor vielen Jahren in einem nahe gelegenen Walde. Der abgenommene Leichnam wurde auf ein, dem Manne zugehöriges und ziemlich entfernt liegendes Grundstück begraben. Von seiner Todesstätte bis zu seiner Grabstätte aber sah man ihn später häufig als glühendes Faß rollen, und an letzterer Stelle zerplatzen und verschwinden.

Der Spukgeist auf der Harth.

Im Malberger Wald, auf der Harth genannt, trieb ein Spukgeist sein Wesen und viele Leute erzählten von den Streichen, die derselbe ihnen gespielt hatte. Ein Kapuziner führte daher den Geist von dieser Stelle weg und an eine andere, wo er Niemand mehr belästigen konnte. Eine Frau, welche sich unter dem Zuge befand, sagte zu dem Kapuziner: „Laß mich den Geist sehen." Darauf entgegnete ihr der Kapuziner: „Stelle dich mit deinem rechten Fuß auf meinen linken Fuß und schau über meine linke Schulter zurück." Die Frau that das sogleich, fiel aber vor aller Augen ohnmächtig auf die Erde hin.

Der Mann in Seelenseifen.

Inmitten der Ortschaften Hallschlag, Cronenburg und Berk liegt der mit Wald umgebene Hügel Höhemberg, an dessen westlicher Abdachung die Felsenschlucht „Seelenseifen" sich befindet. Hierhin wurde der Sage nach vor mehren hundert Jahren ein Mann aus Hallschlag, der vor seinem Absterben sein Geld verborgen hatte, verbannt, und zwar unter der Bedingung, daß er jeden Frohnsonntag sich drei Schritte seiner Heimath nähern dürfe, und treibt dort seinen Spuk.

Der Mann auf Judenhöft bei Landscheid.

Eine Stelle, welche sich in dem in der Nähe von Landscheid gelegenen Walde Heg befindet, wird das „Judenhöft“ genannt; sie hat diese Benennung der Volkssage nach durch folgendes Ereigniß erhalten:

Ein Einwohner von Burg, mit Namen Kreuzmann, war einem Juden eine Summe Geldes schuldig. Da Letzterer sehr darauf drang, das Geld zu erhalten, begab sich Jener nach Altenhof, um das Geld bei seinen dortigen Freunden zu leihen. Der Jude begleitete den Kreuzmann dahin, und sagte unterwegs zu ihm: „Wenn ich das Geld heute nicht erhalte, werde ich dich schon morgen verklagen.“ Darüber gerieth Kreuzmann in solchen Zorn, daß er mit seinem Stabe den Juden zu Boden schlug. Dieser flehte: „O laß mir das Leben! denn wenn du mich tödtest, so kommt es heraus, und sollen es die Vögel in der Luft herausbringen.“ Kreuzmann aber kannte in seiner Wuth kein Erbarmen; er schlug den Juden todt und kehrte nach Burg zurück. In der Nacht aber umringten die dortigen Juden sein Haus und, um ihrer Rache zu entgehen, flüchtete er in denselben Wald, wo er die Mordthat begangen hatte. Als am Morgen der Schäfer Tönes von Burg in der Nähe dieses Waldes die Schafe weidete, kam Kreuzmann zur Grenze des Waldes und rief dem Schäfer zu: „Tönes, wie ist es mir ergangen! Ich kann nicht über die Grenze des Waldes kommen, so werde ich innerhalb desselben gebannt.“ Der Schäfer erwiederte ihm: „Thu' deinen rechten Fuß in den linken Schuh und den linken in den rechten, so wirst du zu mir kommen können.“ Kreuzmann that dieses und kam zu dem Schäfer. Dann flüchtete er sich in den Meilenwald, wurde aber auch allda von einer unsichtbaren Macht gebannt, so daß er zu einem Schatten wurde und alsbald starb.

Das Trinenmännchesloch.

Eine Stunde von Eupen entfernt, nach Malmedy zu, befindet sich eine öde Vertiefung, welche das Trinenmännchesloch genannt wird. Ein Förster, welcher gestorben, kam zurück und spukte in seinem Hause nächtlich derart, daß die Familie sich nach Hülfe umsehen mußte, um seiner los zu werden. Er wurde

nun, wie die Sage berichtet, von zwei Kapuzinern in den erwähnten Thalgrund verwiesen, wo er mit seinem Spuk Niemand mehr belästigen konnte.

Wärwölfe.

Im Orte Dahlem wohnte einst ein Mann, welcher einen Gürtel besaß, vermittelst dessen er sich in einen Wärwolf verwandeln konnte. In dem Hause dieses Mannes wurde nun eine Hochzeit gefeiert und einer der Gäste, welcher zufällig auf den Gürtel stieß, band sich denselben, ohne seine Wirkung zu ahnen, entweder aus Scherz oder weil er sich an dem Mahle etwas überladen, um den Leib. In demselben Augenblicke aber war er zu einem Wärwolf geworden, sprang zu dem grade offen stehenden Fenster hinaus und eilte dem nahen Walde zu. In dem Walde war ein Holzhauer mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt. Sobald der Wärwolf diesen erblickte, sprang er auf ihn zu, um ihn zu verschlingen. Jener aber versuchte, den Wolf mit seiner Art sich vom Leibe zu halten und versetzte demselben einen Hieb. Der Hieb traf den Gürtel, dieser fuhr entzwei, fiel auf die Erde und der Wärwolf war augenblicklich wieder in einen Menschen verwandelt.

Hunde.

Robert Schils aus Kyllburg erzählte folgenden Vorfall, welchen er bei einem Kreuze auf dem Wege nach Oberkail gehabt. 1809, an einem Quatember-Mittwoch vor Michaeli, Abends um halb eilf Uhr, kam ich zu dem vorgenannten Kreuze. Ich dachte an den Hund, welcher schon Manchem hier begegnet ist, und siehe, sogleich gewahrte ich denselben, nahe am Kreuze liegend und mit dem Kopfe auf den Vorderfüßen ruhend. Indem ich dachte, bei der Nacht ist nicht viel zu machen, wollte ich an dem Hunde vorbeigehen, aber in demselben Augenblicke erhob sich derselbe und ging, mir zur Seite, mit fort. Als ich etwa hundert Schritte gethan, faßte ich mir Muth, stand still und betrachtete den Hund. Ich sah, daß er zwölf Beine hatte, Augen so dick wie Eier und Haare so rauh und lang wie ein Ziegenbock. Der Hund glotzte mich starr an, und indem ich mich ermannte, rief ich laut: „Hier gehe ich nicht weg, bis ich

weiß, wer du bist", und machte zugleich das Kreuzzeichen über mich und den Hund. Dann fügte ich hinzu: „Bist du von Gott, so gehe zu Gott; bist du vom Teufel, so gehe zum Teufel!" Hierauf ging ich meines Pfades; der Hund blieb sitzen. Da ich oft gehört hatte, daß der Hund den Wanderern regelmäßig vorschneide und unten am Berge, auf einem zweiten Kreuzwege wieder zu ihnen komme, war ich sehr gespannt, ob ich ihn wieder da finden würde; allein als ich dahin kam, nahm ich ihn nicht wahr. Als ich von da noch einige hundert Schritte gegangen war, überfiel mich eine große Angst und ich stand oft still, ehe ich meinen Wohnort erreichte. Auch manche Andere haben nach mir den Hund gesehen.

Auf den Burgen zu Uelmen, so wie auch in ihrem nächsten Beringe, ging vorhin ein großer Hund umher, der Augen so groß wie ein zinnerner Teller hatte. Derselbe konnte unter Anderm auch durch verschlossene Thüren gehen, und so besuchte er die verschiedenen Gemächer der Burgen und zuletzt machte er auch dem Uelmener Nachtwächter viel zu schaffen, indem er sich demselben im Burgberge beim Blasengehen in den Weg legte. Wenn man unversehens mit dem Fuße auf denselben stieß, so pflegte er zu knurren, that aber dem Manne, der seinem Berufe oblag, nichts zu Leide, sondern wich vor ihm ein wenig bei Seite. Jetzt sieht man ihn nicht mehr, den seltsamen Hund.

Katzen.

Auf dem Banne von Gefell, Bürgermeisterei Sarmersbach, befindet sich eine sumpfige Stelle, der „wüßte Born" genannt, wo es mitunter arg spukt.

Vor mehren Jahren kamen bei finsterer Nacht drei Handwerksleute aus Darscheid über diese Stelle. Plötzlich gewahrten sie einen blendend hellen Lichtschein auf der Erde, der von einer Katze herrührte, die mit glänzend feurigen Augen blitzschnell im Kreise herumlief. Der Schrecken der mit einem Male stumm gewordenen Wanderer wurde noch dadurch vermehrt, daß die Katze auf sie zukam, weit mit ihnen zur rechten Seite lief, immer größer und größer wurde, zuletzt einem ziemlich starken Hunde gleich kam und handgroße Augen erhielt. Etwa eine halbe Stunde, bis zur Gemarkung von Darscheid, geleitete das

Spukthier die Leute; hier aber gab es einen Laut von sich, daß Wald und Busch davon widerhallte und verschwand in demselben Augenblicke.

Ich kannte, erzählte Robert Schils von Kyllburg, einen Hammerschmied von dem Malberger Hüttenwerke, der Schlangen, Eidechsen, Kröten ꝛc., wo er sie fand, mit sich nahm und die Thiere auf der Hütte in einem steinernen Sarge fütterte. Dieser Mann kam nun eines Tages zu meinem Vater, der Wundarzt in Kyllburg war, und klagte, daß er am Rücken sehr verwundet sei. Als mein Vater unter meiner Assistenz den Mann untersuchte, fand sich der Rücken desselben so zerfetzt, daß nach dem Verbande die Stube voll Fleischfetzen lag. Der Mann erzählte uns, er sei so verwundet worden in Folge dieses Vorfalls: „Als ich in der verflossenen Nacht nach zwölf Uhr zum Werke ging, wo meine Schicht begann, saß, etwa 200 Schritte vom Werke entfernt, eine Katze auf einer Platte im Wege und schrie. Warte nur, sagte ich, ich will dir's Miauen schon vertreiben, und bekam die Katze wirklich in mein Schürzfell. Du gebst mit unter den Hammer, fügte ich hinzu. Die Katze schrie nun aus allen Kräften, und im Augenblicke überfiel mich eine Menge von Katzen, welche mich bei aller Wehr zu Boden warfen und mir Streiche auf Streiche versetzten.

Hasen.

In der Kapelle zu Schutzalff (Kr. Daun) wurde in frühern Zeiten an den Freitagen der heiligen Fastenzeit Messe gehalten, welcher Viele aus den umliegenden Ortschaften beizuwohnen pflegten. In derselben Absicht begab sich auch ein Mann aus G. dahin, welcher jedoch, da er Jäger war, seine Flinte mitnahm, um unterwegs ein Wild zu erlegen. In dem nahe an die Kapelle angrenzenden Walde fand der Jäger endlich einen Hasen, welcher ihn jedoch so lange hin- und herleitete, daß die Messe bereits begonnen hatte. Als es aber eben Sanctus in der Kapelle läutete, hatte der Hase den Jäger so nahe kommen lassen, daß dieser auf ihn anlegte und losdrückte. Das Gewehr aber zersprang, schlug dem Manne einen Arm ab, und der Hase hüpfte, ein schallendes Gelächter erbebend, fort.

Ein Mann, welcher auf das Jagen sehr versessen war, ging eines Sonntags während des Gottesdienstes zur Jagd. Da begegnete ihm ein Hase, er zielte darauf, aber die Flinte versagte. Bald darauf kam derselbe Hase wieder und dasselbe geschah. Derselbe Hase kam zum dritten Male dem Jäger zum Schusse, und wie er auf denselben zielte, da ward der Hase immer größer und größer. Dem Jagdmanne lüftete sich der Hut und er wagte nicht zu schießen. Von dieser Zeit an aber blieb derselbe Sonn- und Feiertags fein zu Hause und ging statt zur Jagd zur Kirche.

Das Mukkalb.

Es ist dies ein am Rheine, an der Mosel und hier und da in der Eifel bekannter Spukgeist. Dasselbe hat mitunter an einer bestimmten Oertlichkeit seinen Aufenthalt, so z. B. zu Münstermaifeld. Hier hat es seinen Aufenthalt mitten im Städtchen, am Marktplatze, unter der überbauten Hofeinfahrt zweier Häuser. Dasselbe lag gewöhnlich daselbst zusammengekrümmt in einer Ecke. Nur in außerordentlichen Zeitläufen, wenn irgend Etwas der Stadt bevorstand, brüllte es Nachts, und zwar ungeheuerlich, hohl und wüst, so daß die Straßen davon dumpf und schauerlich wiederhallten. Daher auch der Name „Mukkalb". Bei besondern Anlässen verließ es auch wohl sein düsteres Quartier, zog durch die Straßen und glotzte die ihm zufällig Begegnenden kälberhaft an. Eine eigentliche Kälberfarbe hatte es jedoch nicht, sondern war aschgrauschwarz. Seine tellergroßen Augen glühten und sein Kopf war vierkantig. Da seine Bestimmung nicht war, die Leute darniederzustoßen, fehlten ihm die Hörner. Ob es Beine gehabt, darüber ist man noch nicht im Reinen, wohl aber darüber, daß es sich nicht wie andere Kälber auf allen Vieren bewegte. Man spricht sogar davon, daß es mitunter schwebend gesehen worden sei. — Einige behaupten, das Mukkalb sei nichts Anderes als der Geist Caligulas, welcher unweit Münstermaifeld zu „Kalsch" geboren worden sei.

Schlangen.

Zwischen Oberkayl und Niederkayl befindet sich eine Berghöhe, worauf nach der Sage in alter Zeit ein Schloß gestanden

bat, wovon sich noch viel Mauerwerk, „die Büscheider Mauer" genannt, vorfindet. Arbeitsleute aus Landscheid und Niederkayl, welche auf der Brantenmühle, wo vorhin eine Gewehrfabrik war, beschäftigt waren, führte ihr Weg an dieser Mauer vorbei. An einem Abende, als einer dieser Arbeiter eben an dem ehemaligen Schloßthore vorbeiging, stand daselbst ein Fräulein, welches schneeweiß gekleidet war und von jenem erlöst zu werden verlangte. Der Arbeiter erfragte, in welcher Weise diese Erlösung geschehen könne, und erhielt zur Antwort: Ich werde als Schlange kommen und im Munde einen Schlüssel tragen; diesen Schlüssel nun mußt du mit deinem Munde nehmen. Mit diesem Schlüssel öffnest du dann die Kellerthüre dieses Schlosses, und findest da ein Faß, welches mit Gold, ein anderes, welches mit Silber und ein drittes, welches mit kleiner Münze gefüllt ist. Die Münze des letzten Fasses theilst du an die Armen aus; das Uebrige ist insgesammt dein. Der Arbeiter erklärte sich bereit, die Erlösung des Fräuleins zu übernehmen. Sogleich erschien das Fräulein als Schlange, einen Schlüssel im Munde, wand sich dem Arbeiter um die Füße, und von da bis zu seinem Halse herauf. In diesem Augenblicke aber wurde der Mann von einem großen Schrecken ergriffen und rief: Jesus, Maria, Joseph stehet mir bei! Da seufzte der Geist laut auf und sprach: Nun bin ich 700 Jahre gegangen, ohne erlöst worden zu sein, und muß nun wieder 700 Jahre gehen, bis nochmals die Stunde schlägt, in der ich erlöst werden kann.

Ein Mädchen aus Briedel an der Mosel suchte an einem Abhange der Marienburg Gras. Da erschienen ihm zwei Nonnen, welche ihm winkten, ihnen zu folgen. Das Mädchen folgte und wurde in ein unterirdisches Gewölbe geführt, worin zwei schwere eiserne Kisten standen, und auf diesen lag eine feurige Schlange, welche ein Gebund Schlüssel im Munde hatte. Die Nonnen hießen das Mädchen mit seinem Munde das Gebund Schlüssel nehmen, dann sei die eine mit Geld gefüllte Kiste sein eigen, die andere aber müsse es den Armen geben. Das Mädchen machte zweimal den Versuch, mit dem Munde das Gebund Schlüssel zu nehmen, wich aber jedesmal voll Entsetzen zurück, und floh dann weg. Die Nonnen aber riefen ihm nach: „Seelenmörderin!"

Auf dem zerfallenen Schlosse zu Cochem hält sich eine Jungfer auf, welche den Einen und Andern, der ihre Behausung betrat, freundlich fragte: „Willst du mich erlösen?“ Wurde die Frage bejaht, dann fuhr sie fort: „Ich werde in Gestalt einer Schlange, mit einem Gebund Schlüssel im Munde, erscheinen, und du mußt dieses Gebund mit deinem Munde aus meinem Munde nehmen.“ Ob Jemand je dieses Werk zur Vollführung übernommen, ist uns nicht mitgetheilt worden.

Obwest St. Thomas, in einer Wiese, Wassersable genannt, steht der Sage nach eine große, mit Eisen beschlagene und mit Geld gefüllte Kiste. Auf der Kiste liegt eine Schlange, welche einen Schlüssel im Munde hat. Wer der Schlange mit seinem Munde den Schlüssel abnimmt, der bekommt die mit einem großen Schatze gefüllte Kiste und hat zugleich eine Nonne erlöst.

Am Wege von Wittlich nach Plein, am linken Ufer der Lieser, stand in alten Zeiten ein Dorf mit Namen Unkenstein (Unkes). Die Unken (eine Schlangenart) beunruhigten die Einwohner der Art, daß sie sich genöthigt sahen, ihre Wohnung auf dem Berge zu nehmen, wo gegenwärtig Plein steht. An die in Unkenstein vorhandene Kirche wurde eine Eremitage gebaut, in welcher bis zum Jahre 1803 ein Bruder wohnte.

Einer der hier wohnenden Einsiedler hatte eines Tages sein linnenes Zeug im nahen Waldbächlein gewaschen und zum Trocknen auf den Rasen an dasselbe hin gelegt. Als er die Wäsche wegnehmen wollte, fand sich eine goldene Krone auf derselben. Der Einsiedler, welcher sogleich erkannte, daß dieselbe von einer im Wasser befindlichen Unke dahin abgelegt worden sei, deckte die Krone mit einem Lappen zu und eilte damit, so schnell ihn seine Füße trugen, in die Einsiedelei. Kaum aber hatte er die Thüre hinter sich zugeworfen, so war auch schon die Unke vor derselben, welche, über den Raub ihrer so werthvollen Krone wüthend, durch die Thüre fahren wollte. Dieselbe leistete aber solchen Widerstand, daß das Thier mit zerschmettertem Kopfe todt auf die Erde fiel. — Noch heute soll die Thüre vorhanden und auf derselben eine Schlange abgemalt sein.

* Sagen von Schlangen mit „goldener Krone“ finden sich überall in der Eifel.

Drachen.

Von diesen Ungeheuern wußten die Voreltern viel zu erzählen. Der Drache galt als ein schreckliches Thier, halb Hund und halb Fisch, mit glühenden Augen und furchtbarem Rachen, welches Menschen verschlinge und Thiere zerreiße. Jene bezeichneten auch Stellen, unheimliche Höhlen und tiefe Gründe, wo Drachen gewohnt hätten; sie seien, fügten sie hinzu, noch da, würden jedoch nur zu besondern Zeiten gesehen. „Mein Vater", fügten sie mitunter bei, „hat einmal einen gesehen, welcher Feuer gespuckt und seine Zunge war wie ein glühend Eisen."

Mit dem Drachen ist der s. g. „Draach" nicht zu verwechseln, welcher etwas ganz anderes war. Derselbe, erzählte man, komme während der Nacht, gehüllt in eine Rinderhaut, und lege sich auf Schlafende. Diese könnten sich dann nicht mehr bewegen und würden von dem „Draach" immer mehr und mehr gedrückt, so daß ihnen der Schweiß vom ganzen Körper rinne. Die so Gedrückten und Geängstigten würden nun wach und hörten den „Draach" dann fortschleifen. Da derselbe nur durch das Schlüsselloch hereinschlüpfe, müsse man dasselbe verstopfen; auch könne man denselben durch ein gewisses Zeichen (zwei ineinander gelegte Dreiecke, Moarfuß) auf der Thüre abhalten. Wolle man aber den Draach tödten, so müsse man sich, im Bette liegend, einen zinnernen Teller auf die Brust legen und darüber ein spitzes Messer halten; dann stürze der Draach sich hinein und in seinen Tod.

Treulichter oder Irrlichter.

Diese Lichter sind nach der Sage arme Seelen, welche, vom Himmel noch ausgeschlossen, umherschweben und auf ihre Erlösung harren. Obgleich sie nicht bösartig sind, führen sie doch den nächtlichen Wanderer gern irre, indem sie ihn zu sich zu locken suchen. Wenn man betet, so nahen sie sich, und setzen sie sich Jemandem auf die Schulter oder einen andern Theil des Körpers, so empfindet derselbe eine schwere Last. Wer fluchet, von dem fliehen sie weg.

Ein Knecht der alten Lutzeratber Mühle fuhr in der Nacht nach Lutzerath und sah ein Treulicht. Indem er anhub zu beten, nahte sich ihm das Treulicht und setzte sich hinten auf

den Karren. Er setzte sein Gebet fort und das Irrlicht setzte sich dem Pferde auf den Kopf. Wie er nun fortfuhr zu beten, setzte jenes sich ihm selbst auf die Schulter und endlich auf einen Knopf der Brust. Da fluchte der Knecht und das Irrlicht wich von ihm und sagte: Du Seelenmörder! hättest du noch drei Vaterunser gebetet, so wäre ich erlöst gewesen, nun aber muß ich wieder lange, lange umherirren, bis wieder die Stunde schlägt, in der ich erlöst werden kann. Jetzt fällt die Eichel vom Baume, wenn aus dieser Eichel ein Baum geworden und aus den Brettern des Baumes eine Wiege gemacht worden ist, dann ist es möglich, daß ein Mensch, welcher in dieser Wiege als Kind gelegen hat, mich erlöst! —

Einem Manne, welcher bei Tage mit seiner dringenden Arbeit nicht fertig geworden war, gesellte sich bei Einbruch der Dunkelheit ein Irrlicht zu. Er konnte durch die Beleuchtung, welche von demselben ausstrahlte, seine Arbeit fortsetzen und vollenden. Wie nun Letzteres geschehen war, sagte der Mann mit gerührtem Herzen: „Nun sei dir Jesus gedankt!“ Hierauf erwiederte das Irrlicht: „Auf dieses Wort habe ich lange Jahre mit heißer Sehnsucht gebarrt; ich bin nun ein Kind des ewigen Lebens, und du sollst auch eins werden.“

VIII.

Hexenspuk.

Spukfrau in der Johannisnacht.

Zwei Knappen ritten am Vorabende von St. Johann Baptist nach Sonnenuntergang am Ufer eines Bächleins in der Nähe der Abtei Prüm in der Eifel umher und sahen ein Weib in weißem Linnenkleide am andern Ufer sitzen und ich weiß nicht was treiben. Da sprach einer von ihnen: „Sicherlich ist das Weib mit Zaubereien beschäftigt, denn in dieser Nacht pflegen viele derselben. Sogleich beschlossen Beide, das

Weib zu fassen und durchritten den Bach. Das Weib aber hob ihr Gewand und floh, und wiewohl die Renner der beiden Knappen als die schnellsten bekannt waren, konnten sie die Frau doch nicht einholen, die wie ein Schatten vor ihnen herschwebte. Da hub der eine Knappe an und sprach: das geht nicht mit richtigen Dingen zu und sie bekreuzten sich, und im selben Augenblick verschwand das Weib. Die Knappen wie die Pferde blieben aber noch länger denn ein Jahr nachher siech und schwächlich. (Caes. Heisterbac. dialog V. c. 30.)

Die Hexe von Neuerburg.

Die fürstliche Familie von Leuchtenberg stand im Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts wegen der Verheirathung des Landgrafen Wilhelm Georg mit der Gräfin Erica von Manderscheid, aus der sogenannten Virneburg'schen Linie, mit dem in der Eifel sehr ausgedehnten Stamme der Grafen von Manderscheid in enger Verbindung. In Folge dessen hielt sich im Winter des Jahres 1613 auf dem Schlosse zu Neuerburg, welches im Besitz der letztgenannten Herrschaft war, die junge Gräfin Claudia von Leuchtenberg auf. Das edle Fräulein starb daselbst in der schönsten Blüthe ihrer Jahre eines ganz plötzlichen, durch keine anhaltende Kränklichkeit herbeigeführten Todes, und der Umstand, daß in derselben Nacht, da die Gräfin so früh von ihrem Geschick ereilt wurde, ein gewaltiger Sturm in dem Thale gehaust und die zu dem Schlafgemache des Fräuleins führende Zimmerthür sich mehrfach und unerklärbarer Weise geöffnet hatte, daß ferner der Ortsbader eidlich und auf sein Gewissen ausgesagt, in dem Leichname der Gräfin befinde sich Gift, ließ bald die Vermuthung aufkommen, ein schon lange im Geruche der Hexerei stehendes Weib sei an dem urplötzlichen Tode des Edelfräuleins Schuld, und dasselbe wurde vor das, über Tod und Leben entscheidende Hochgericht von Neuerburg beschieden, wo die Verklagte folgendes Geständniß ablegte:

Es schwebten ihr alle begangenen Hexenthaten so traumhaft und in unklaren Bildern vor der Seele, daß sie unmöglich deutlich angeben könne, ob sie eigentlich bloß im Geiste oder auch leiblich an den Zauberwerken betheiligt sei; es dünke ihr jedoch, als ob sie in ihrem irdischen Leibe bei den Versammlungen erschienen sei. Es seien ungefähr vier Jahre, da sei sie voller Betrübniß

in dem naben Müllerbusche gewesen und zu ihr sei ein ganz fremdlicher, schwarz bekleideter Mann gekommen und habe sie aufgefordert, Gott ab- und ihm zuzuschwören, gegen Versprechung reichlicher Belohnung in allen Gütern und Freuden des Lebens. Sie habe gethan, was er ihr befohlen habe, und sei mehrmals auf der Einspelter Poll gewesen, wo sie allesammt rücklings mit Ruthen in's Wasser geschlagen hätten, um zur Verderbung der Früchte und des Obstes Nebel und Frost zu erzeugen. Jeden Donnerstag sei ihr Buhle zu ihr gekommen und habe sie auf einem schwarzen Bocke zum Schornstein herausgeführt und nachdem sie auf dem Dachwerke des obersten Stadtpförtleins ausgeruht, hätten sie auf dem Tanzplatze am Müllerbusche gar herrlich und in Freuden gelebt; die Ausgezeichnetsten und Vornehmsten unter ihnen seien in einer mit gewaltigen Pferden bespannten guldigen Kutsche zum Tanze gefahren. In der Nacht auf den 23. Januar hätten sie alldort in zahlreicher Versammlung berathen und beschlossen, das fürstliche Fräulein zu tödten; sie hätten auf dem St. Louiskirchhofe ein frischgebornes und ungetauftes Kindlein ausgegraben und von demselben zu diesem Zwecke einen Trank bereitet; die ganze Gesellschaft sei alsdann auf schwarzen Böcken zum Schlosse gefahren; ein Theil des Schwarmes sei auf dem Gange vor dem Schlafgemache der Gräfin verblieben, der andere aber in das Zimmer gegangen und habe dem edlen Fräulein den tödtlichen Trank aus einem großen schwarzen Becher eingegeben; sie gab ganz deutlich den Ort an, wo sie vom Bock ab- und wieder aufgesessen hätten, obgleich sie nie im Schlosse gewesen sei, und empfahl schließlich Gott dem Allmächtigen ihre Seele. Die Unglückliche wurde dem Scheiterhaufen überliefert. (Philantrop für 1544. Nr. 45.)

Der Hexenkranz bei Großlittgen.

Wenn man der Straße folgt, welche von Großlittgen nach Manderscheid führt, so gelangt man bald zu einer Anhöhe, welche oberhalb des Weges mit Nadelhölzern bepflanzt und unterhalb desselben mit Haide bewachsen ist. In dieser Haide nun erblickt man, an der Seite wo der „Liemerborn" quillt und einige hundert Schritte von der Straße entfernt, einen Kreis oder Kranz, der von 6 — 7 Zoll hohen Pflänzchen, die immer grün, jedoch

blattlos und ohne sichtbare Blüthen sind, gebildet wird. Außerhalb des Kranzes stehen keine von diesen Pflänzchen, wohl aber hier und da einige innerhalb desselben. Dieser Kranz hat 25 Schritte im Durchmesser, mithin 75 im Umfange, und wird der „Herenkranz" genannt. Wenn schon der Name die Entstehung dieses Kranzes andeutet, so gibt uns die Volkssage darüber ausführlich Aufschluß.

An der Stelle, wo gegenwärtig dieser Kranz sich befindet, hielten vor vielen Jahren die Heren nächtlich ihre Tänze. Sie tanzten als feurige Gestalten im Kreise um andere feurige Gestalten, ihre Meister. Die Haide wurde deshalb sowohl unter den Füßen jener, welche tanzten, als auch dieser, der Meister, welche da standen wie glühendes Feuer, versengt und verbrannt. An der Stelle der verbrannten Haide aber sproßten jene seltsamen Pflänzchen auf, welche noch heute zu sehen sind und den „Herenkranz" bilden.

Das Lindchen.

Auf der Gemarkung von Karl (im Kreise Wittlich), in der Nähe des „Liemerbornes", befand sich vor noch nicht langer Zeit eine Linde mit drei Hauptästen, das „Lindchen" genannt. Hier wurden einst zwei Frauen und ein Mädchen als Heren verbrannt. Das Mädchen betheuerte, daß es und seine Schicksalsgenossinnen unschuldig seien, und zum Zeichen ihrer Unschuld würde man einen unbekannten Baum an der Stelle, wo sie verbrannt würden, hervorwachsen sehen. Und siehe, es wuchs daselbst ein dreiästiger Baum hervor, wie Niemand einen solchen in der Gegend bisher gekannt, nämlich eine Linde.

Andere erzählen so: Als der Scheiterhaufen errichtet und das Mädchen an den in der Mitte desselben stehenden Pfahl gebunden war, rief es laut: „Ich sterbe unschuldig, und zum Zeichen meiner Unschuld wird der Pfahl, an dem ich gebunden stehe, nach meinem Tode grünen und zu einem Baume werden." Nun loderte die Flamme auf, schlug über dem Haupte des Mädchens zusammen und verwandelte seinen Leib in Asche; jener Pfahl aber blieb vom Feuer unversehrt, grünte nach kurzer Zeit und wuchs zu einem Baume auf, der vor 30 Jahren noch an derselben Stelle stand, jetzt aber umgehauen ist.

Die Hexeneiche.

An einer Stelle des Kesselinger Thales gewahrt man zwei kahle Kuppen, von denen die untere eine Richtstätte der Hexen war. Ein verurtheiltes Mädchen appellirte hier auf dem Scheiterhaufen an Gottes Urtheil und schwur, sie sei so wahr unschuldig, als hier nach ihrem Tode auf dem nackten Felsengrund ein Baum erwachsen würde. Und eine Eiche schoß daselbst auf, der das Volk den Namen der „Hexeneiche" gab. (Kinkel, die Ahr, S. 105.)

Ein Bauer, Namens Johannes aus dem Dorfe Salmerohr im Trierer Gebiete, war eines Donnerstages zum Tanze auf die Hetzerodter Haide geritten, wo bis zu unseren Zeiten noch viel Hexenwerk getrieben und viel Teufelsspuk gehört wird. Nach Beendigung des Tanzes hielt man Rath über allerhand Unheil, was Der oder Jener stiften müsse, und verspätete sich also, daß der Tag bereits anbrach. Nun beeilte sich ein Jeder fortzukommen, und auch der Bauer; aber der war noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten begann; zu gleicher Zeit schüttelte der Bock, den er ritt, ihn ab und er fiel nieder auf die Erde und zufälliger Weise auf ein Stück Land, welches sein gehörte und auf dem seine Magd eben Gras für die Kühe schnitt. Das Mädchen erschrak gewaltig, als es seinen Herrn aus der Luft fallen sah und rief: „Herr Gott! Oheim, wo kommt ihr her?" Der Bauer erzählte es ihr offenherzig; gebot ihr aber, es nur ja für sich zu behalten. Es ist aber später doch ausgekommen und der Bauer verbrannt worden. Noch viel Andere haben Aehnliches durch die Glocken erfahren, und darum sagen sie auch, wenn sie läuten hören: „Horch, die Hunde bellen!" Ebenso hat der Bock ein Weib, Namens Gertrud, die auf derselben Haide getanzt hatte, zur Erde geworfen, weil sie zufällig den Namen Gottes ausgesprochen. Unglücklicher Weise fiel sie in ein Dorngebüsch, wo sie sich stark verwundete. Als sie am andern Tage spät nach Hause kam, sagte sie zu ihren Nachbarinnen, sie habe eine Wallfahrt nach Eberhardsklausen gemacht. (G. Binsfeld, tractatus de confessionibus mallficorum et sagarum. Col. Agr. 1623. ed. 4. p. 215 und 313.)

Hexen hielten ihre Tänze bei Spiel und Trunk in der Nähe von Gemünd (Kr. Schleiden). Ein Mann aus Eupen, welcher des Weges kam, gesellte sich den Tanzenden zu, und erhielt von einer Bekannten, welche er unter der Gesellschaft fand, einen Trunk aus einem goldenen Becher. Voll Erstaunen über das ihm gereichte kostbare und schöne Trinkgeschirr, rief er aus: „Jesus, was habt ihr schöne Becher!" Und Alles war aus und verschwunden. Der Mann behielt nun den goldenen Becher und als er ihn näher betrachtete, fand sich der Name der Person, welcher derselbe gehörte, darauf eingegraben. Diese und ihre Genossen gaben sich natürlich alle Mühe, um wieder in den Besitz dieses Gegenstandes zu kommen, was ihnen denn auch endlich gelang.

Im Gemeinde-Walde von Demerath, unfern von der Demerather Mühle, auf dem s. g. Kreuzwege, kamen vor Alters die Hexen in der Mainacht zusammen, hielten Rath, tanzten und erlustigten sich. Nicht weit von dem Kreuzwege, am Uesbache, befindet sich die „Sölzlay", ein nackter Felsen, aus dem der „Sölzbrunnen" hervorquillt, dessen weiches und salzhaltiges Wasser von den Tauben und Thieren überhaupt geliebt wird. Zu dieser Quelle zogen die Hexen, nachdem sie ihren Spuk beendet, in einer Reihe hin und tranken daraus. Das Wasser machte sie aber betäubt, so daß sie sich einander verloren und man manchmal noch bei hellem Tage die Eine die Andere mit Namen rufen hörte.

Bei Hillesheim in der Obereifel tanzten die Hexen in der Mainacht auf einem Kreuzwege um einen Tisch, welcher reichlich mit Speise und Getränk versehen war. Ein Jude kam des Weges, und da er den Spuk gewahrte, verbarg er sich ängstlich hinter einer Hecke. Der lustigen Gesellschaft war es aber nicht entgangen, daß Jemand in der Nähe sei, und sofort wurde ein Mitglied abgeschickt, um zu sehen wer da wäre. Der Jude sprach: „Wie die Katholischen es meinen, so ist es recht", und machte drei Kreuzzeichen. Der Abgeordnete mußte nun zurückkehren, da er dem Juden nichts anhaben konnte, und als man ihn fragte, wer da gewesen wäre, erwiederte er: „Ein leeres Faß, aber wohl gebunden!"

Zwischen dem Flecken Hillesheim und Volsdorf liegt eine sehr alte Mühle, auf welcher fünf Hexen längere Zeit ihr Wesen trieben, so daß kein Mahlknecht mehr in den Dienst des Besitzers der Mühle treten wollte. Im Laufe des siebenjährigen Krieges waren fünf Knechte auf dieser Mühle getödtet worden, und man fand ihre entseelten Leiber jedesmal unter dem Wasserrade. Anfangs glaubte man, sie seien im Wasser ertrunken, später aber überzeugte man sich durch die Quetschungen, welche man an ihrem Leibe wahrnahm, vom Gegentheile. Man gab sich daher alle Mühe, die wahre Ursache dieser gräßlichen Gewaltsamkeiten zu entdecken, doch lange Zeit ohne Erfolg. Der Besitzer der Mühle, welcher in Hillesheim wohnte, mußte, wollte er seine Mahlgäste ferner bedienen, selbst die Stelle des Knechtes vertreten; denn Niemand war zu bewegen, auch nur mehr die Hexenmühle zu betreten.

Eines Tages nun trat ein junger Mann in Soldatenkleidern in das Haus des Mühlenbesitzers und bat um das Nachtquartier. Dieses wurde ihm gewährt und auch ein Abendbrod gereicht. Der Soldat, welcher sehr hungrig war, sprach während des Essens gar wenig; da er aber seinen Hunger gestillt hatte, begann er zu erzählen: Ich bin, so begann er, ein Soldat, und da Ihr mir durch gütige Aufnahme Zutrauen zu Euch eingeflößt habt, so will ich Euch meine Geschichte in wenig Worten mittheilen. Schon lange des Soldatenlebens überdrüssig und voll Sehnsucht nach meinen Eltern, die im Bayernlande wohnen, erspähte ich eine Gelegenheit, von meinem Regimente zu entweichen. In einer dunkeln Nacht nun, da unser Regiment in einem hitzigen Treffen beinahe ganz aufgerieben und auseinander gesprengt worden war, machte ich mich auf und davon, und bin nach langem Umherirren in diesem Flecken und bei Euch guten Leuten angekommen. Wollt ihr mich bei euch behalten, so will ich Euch sehr gerne und getreu dienen. Ich habe, versetzte hierauf der Müller, in der Nähe eine Mühle, in welcher ich eben einen Mahlknecht brauche. Wollt ihr diesen Dienst annehmen, so will ich Euch gerne bei mir behalten. Dem Soldaten war es so ganz recht, und um so mehr, da er selbst auf der Mühle seines Vaters einige Jahre solche Dienste verrichtet hatte. Der Müller wurde ganz froh und heiter; seine Frau aber noch mehr, welche auf ihrem Spinnrade den um sie sitzenden Frauen verstohlene Winke gab, die aber weder von dem

Soldaten noch auch von ihrem Manne bemerkt wurden. — Am andern Tage gab der Mann dem Soldaten andere Kleider und führte ihn zur Mühle. Der neue Mahlknecht war gleich mit dem Bau der Mühle bekannt; er setzte selbe nach seiner Art, und sie klapperte und drehte sich viel schneller als sonst. Da es Nacht wurde, nahm er sein Abendbrod, unterhielt ein lustiges Feuer auf dem Heerde und richtete mit einem scharfen Beile Kammen zu. Unterdessen sang er muntere Kriegslieder und legte die Späne zum Feuer, wodurch dieses hell aufloderte. Da erhob sich plötzlich in seiner Nähe ein fürchterliches Katzengeschrei. Er aber ließ sich in seiner Beschäftigung nicht stören, hieb unverdrossen die Späne von seinen Kammen und dachte, Katzen sind Katzen; sind sie des Schreiens müde, so werden sie schon von selbst aufhören. Aber eine der Katzen fand sich wie durch ein Wunder in der Küche, setzte sich auf den Block, auf welchem der Knecht seine Kammen bearbeitete, und fuhr mit dem Vorderfuße nach ihm. O, dachte er, die will mit dir spielen. Die Katze aber setzte das Spiel fort, und wie er dieser Neckerei müde war, führte er einen Streich mit dem Beile nach ihr und hieb ihr den Fuß ab, der, wie er auf dem Blocke lag, der Arm eines Menschen war. In demselben Augenblicke erfolgte ein entsetzlicher Knall und die Katzen waren verschwunden. Am Morgen stellte der Knecht seine Mühle in Ruhe und ging in das Haus seines Herrn zum Frühstücke. Er bemerkte daselbst die Hausfrau nicht, und fragte seinen Herrn, der nicht wenig über sein Erscheinen erfreut war, wo jene sei. Sie ist etwas unwohl, entgegnete der Herr, und klagt über Schmerzen in dem rechten Arme. Der Knecht entfernte sich und bat den Müller, seine Frau durch einen Arzt untersuchen zu lassen. Das geschah, und sieh', der Frau fehlte der rechte Arm. Man überzeugte sich so, daß sie eine Hexe sei, und sie und noch 5 andere Frauen wurden verbrannt.

Ein Schmiedegesell von Alften, Kreis Cochem, freite an einem Mädchen aus Uelmen, welches, wie seine Mutter, zu den Hexen gehörte. Der Freier, welcher hiervon nichts ahnte, wollte in der Mainacht bei seiner Geliebten einen Besuch abstatten, fand aber die Thüre des Hauses verschlossen. Da er nun in dem Hause ein leises Geräusch vernahm, lugte er durch das Schlüsselloch und sah zu seinem Erstaunen, wie Mutter und

Tochter aus der Brandmauer ein Töpfchen nahmen, sich aus demselben das Gesicht bestrichen, dann auf einen Besen sich setzten und bei den Worten: „Hui, über Hecken und Stauden!“ zum Schornstein hinaus fuhren. Der Freier erbrach hierauf die Thüre, nahm das Töpfchen, bestrich sich ebenfalls das Gesicht und sprach dann: „Hui, durch Hecken und Stauden!“ Er fuhr hierauf gleichfalls zum Schornstein hinaus, aber nicht über, sondern durch Hecken und Stauden, so daß seine Kleider ganz zu Fetzen wurden. Dessen ungeachtet kam er an den Ort, wo sich die Hexen versammelt hatten. Als aber Mutter und Tochter ihn da erblickten, erschracken sie gar sehr, und Letztere sprach zu ihm: „Wie, bist du auch hier? Ich rathe dir aber, setze dich ruhig hin und sprich Nichts!“ Das that nun der Schmiedegeselle auch, und alsbald war er eingeschlafen. Als er aber erwachte, sah er von Allem nichts mehr; und als es Tag geworden, erblickte er eine goldene Kanne, die zurückgelassen worden war. Diese eignete er sich zu. Er war aber soweit von seiner Heimath entfernt, daß er die Sprache der Leute, auf die er gar bald stieß, nicht verstand. Er reiste hierauf ein ganzes Jahr, um in seine Heimath zu gelangen, allein er konnte sie nicht finden. Da gelobte er denn, er wolle Einsiedler werden, wenn er nochmals in seine Heimath käme, und als er wieder ein Jahr gereist war, fand er sich in derselben wieder und er hielt, was er gelobt hatte.

Zwischen Ochtendung und Plaid stehen auf einem kahlen Felsenvorsprunge und von drei Seiten von der Nette umflossen, die Ruinen des Schlosses Plaider-Homburg. Hier hielten die Hexen der Umgegend in der Vorzeit ihre Versammlungen.

IX.

Zauberei.

Der Zauberschlaf.

In der Gegend von Zülpich lebte vor einigen Jahren, d. h. zur Zeit des Caesar von Heisterbach, ein blinder Mann von

großer Frömmigkeit mit Namen Engelbert. In seiner Jugend schlief er in einer Nacht im Hause seiner Tante, welche sehr reich war, und hörte — es war noch vor Mitternacht — wie zwei Diebe die Wand durchbrachen und in's Haus drangen. Nachdem sie die Herdasche durchwühlt, steckten sie ein Licht an, öffneten Kisten und Kasten und begannen laut mit einander zu sprechen. Als Engelbert das hörte, versuchte er vergebens die neben ihm liegenden Diener zu wecken, wie viele Mühe er sich auch gab. Da nahm er endlich einen guten Knüttel zur Hand, horchte wohl auf, von woher die Stimme der Diebe komme, ging auf sie zu und schlug wie wüthend mit seinem Knüttel um sich, machte es auch den Beiden so heiß, daß sie flüchteten. Am Morgen erzählte er die Sache den Nachbarn, denn die Hausleute konnte er nicht aufwecken und die Nachbarn konnten es ebensowenig. Da sahen sie ein, daß Zauberei im Spiele sein müsse, untersuchten Alles und fanden über der Thüre Etwas, wie der Rückgrat eines Menschen. Als man das wegnahm, erwachten die Hausleute bald. (Caesarius Heisterbac. VI. C. X.)

Heinrich von Falkenstein und die Magier.

Ritter Heinrich von Falkenstein, Schenk des Abts Cäsarius von Prüm, konnte sich vom Dasein der Geister nicht überzeugen, und bat deshalb einen Beschwörer, Namens Philipp, der in Toledo die Schwarzkunst erlernt, um einen Blick in die finstere Welt des Jenseits. Der Zauberer führt ihn um Mitternacht auf einen Scheideweg, zieht den Kreis und warnt den Ritter, denselben unter keiner Bedingung zu überschreiten, namentlich aber weder Geschenke zu geben, noch zu nehmen. Bald erhebt sich Sturmes-Geheul, Fluthen brausen heran, Schreckensgestalten jeder Art zeigen sich. Endlich tritt aus dem Walde eine baumhohe gräßliche Gestalt von dunkler Farbe. Der Ritter läßt sich nun mit dem Bösen in ein Gespräch ein; dieser begehrt Geschenke, ein Schaf, einen Hahn — der Ritter schlägt Alles ab, und es gelingt dem Verführer nicht, ihn dem Kreise zu entlocken. Als die Erscheinung vorüber, war der Ritter todtenbleich und hat nie seine gesunde Gesichtsfarbe wieder erlangt. (Caes. Heisterbac. mirac. V. 2.)

Die Zauberer der Steinenberger Lay.

Auf der Steinenberger Lay, einer in der Nähe des Dorfes Steinenberg gelegenen hohen, mit Wald bedeckten Basaltkuppe, hatte vor Zeiten eine etwa zwanzig Köpfe starke heidnische Familie ihren Wohnsitz. Die Mitglieder derselben unterschieden sich von den andern Bewohnern der Gegend durch ihren hohen und schlanken Körperbau, ihr hageres und gelbliches Angesicht und ihre seltsame Sprache. Zudem galten sie für Zauberer, weßhalb sie denn auch allgemein gefürchtet wurden und Niemand es wagte, ihnen Etwas, was sie begehrten, zu versagen. Von ihrem Wohnsitze aus machten sie häufig Züge in die nachbarlichen Ortschaften, um die nöthigen Lebensmittel und Kleidungsstücke zu erhalten. Geld verschmähten sie jedoch und genossen auch keine Milch, welche ihnen von Fremden angeboten wurde; sie führten daher auf ihren Wanderungen der Milch wegen eigene Ziegen mit sich. Wo sie hinkamen, nahmen sie, auch im härtesten Winter, ihr Quartier in einer Scheune oder einem Stalle und zündeten auch darin, um sich Speisen zu kochen oder sich zu erwärmen, Feuer an; was die Eigenthümer der Gebäulichkeiten beim ersten Male in große Angst versetzte, indem sie glaubten, ihre Scheunen und Stallungen würden in Brand gerathen. Dazu aber war auch nicht die geringste Gefahr vorhanden, denn das Feuer ergriff bei diesen Leuten nur die Gegenstände, welchen sie es in dieser Absicht nahe brachten. Daher kam es denn auch, daß das Stroh, welches um das von ihnen angezündete Feuer lag, nicht selten schwarz wurde, aber nicht verbrannte.

Wie diese Menschen keine Milch nahmen, welche aus fremder Hand kam, so waren sie auch dafür besorgt, daß kein Fremder von ihren Thieren Milch erhielt, denn dadurch, meinten sie, könne ein Solcher Gewalt erhalten, ihnen zu schaden. Daher stammt denn auch der heute noch in Demerath, dem Lieblingsorte jener Menschen, nicht seltene Gebrauch, daß, wenn Jemand in das Haus eines Andern kommt und Milch fordert, dieser erst einige Körner gesegneten Salzes oder Tropfen gesegneten Wassers in das Geschirrr wirft, worin er die Milch empfangen will. — Jene seltsamen Menschen der Steininger Lay waren mit einem Male spurlos verschwunden, ohne daß Jemand in Erfahrung gebracht, wohin sie gekommen.

Der Jäger Hermann.

Im Schlosse zu Seinsfeld wohnte in frühern Zeiten der Freiherr Wolfgang von Berg. Dieser hatte einen Jäger, mit Namen Hermann, der ihm so viel Wild lieferte, als er nur haben mochte. Als Herr von Berg eines Tages sein Namensfest feierte und nach der Tafel mit seinen zahlreichen Gästen in dem Schloßhofe lustwandelte, sah er eine Schwalbe auf dem hohen Dache sitzen und sagte zu Hermann: „Schieß die Schwalbe ab!" „Wie sie befehlen," entgegnete Hermann, legte sein Gewehr an und drückte ab. Er that das in Aller Gegenwart, aber Niemand sah Feuer und Niemand hörte einen Knall, obgleich die Schwalbe todt zu Boden fiel. Als der Herr von Berg das Gewehr hatte untersuchen lassen, und die Ladung sich in demselben noch vorfand, sprach er: „Hermann, von heute an bist du aus meinem Brod!"

Die Waltersburg.

Eine Viertelstunde nördlich von dem Orte Niederwinkel (Kr. Daun) befindet sich eine Stelle, welche die Waltersburg genannt wird. Das in der Erde noch vorfindliche und ziemlich umfangreiche Mauerwerk bekundet, daß hier einst Gebäulichkeiten gestanden haben. Es wohnte daselbst zuletzt, wie die Sage geht, ein Hofmann, Neuthäuser genannt, welcher sich mit Zauberei abgab und den Bewohnern der umliegenden Orte durch seine schwarze Kunst vielfach Schaden an dem Vieh zufügte. Der Zauberer wurde desbalb verbrannt und seine Wohnung eingeäschert.

Die alte Udel.

Der alte Müller Jakob Oehm von Kirchweiler ging einst Morgens vor der Betglocke nach Berlingen zum Schäfer. Auf dem Rückwege begegnete ihm die alte Udel, die von den Leuten für eine der Rechten gehalten wurde. „Ei", sagte sie zu dem alten Oehm, „du bist noch so nahe hier, wart' bis ich zurückkomme, dann gehn wir mitsammen und können zusammen fallen." „Ei ja!" sagte der alte Oehm; er dachte aber anders. Sie ging, und wie sie ihm aus dem Gesichte war, da ließ er sich kein Gras unter den Füßen wachsen. Aber er ging und

ging; er guckte hin, er guckte her, und wußte nicht mehr, wo er war. Er sah Kirchweiler vor sich liegen, und fand es doch nicht. Er sprang bald hier über den Bach, bald dort über das Floß, und zehnmal war er im Dorfe und fand es doch nicht.. — Wie es bald Nacht war, da kam die Udel bei ihn, lachte und sagte: „Hast du gewartet?" „Das siehst du", sagte er. „Ja", sagte sie, „wärst du nicht verwirrt gewesen." — Nun gingen sie miteinander, aber der Oehm konnte nicht viel mit ihr kallen, denn er war zu müde, und er wußte, daß die Udel — eine Hexe sei.

Die Alte aus Hackenhaus.

Als eine Abtheilung schwedischer Soldaten (im schwedischen Kriege) nach Malberg kommen wollte, versammelte sich die ganze Gemeinde vor dem Schlosse daselbst, um dieselbe mit Aexten, Heugabeln, Sensen ꝛc. abzuwehren. Eine alte Frau aus Hackenhaus von Malbergweich, welche eben kam, sagte: „Ihr armen Leute wollet euch gegen die Schweden in den Kampf stellen, das aber wird euch schlecht bekommen." Als diese Frau nun in den Malberger Wald kam, begegneten ihr 200 Mann Schweden, welchen sie das Feuer nahm. Als diese nun nach Malberg kamen, wollten sie auf die dort aufgestellten Bürger Feuer geben, allein sie kamen nicht los, und mußten deßhalb eilend weiter nach Kyllburg ziehen, wo es ihnen eben so erging. Erst in Bergweiler bekamen sie das Feuer wieder.

Der Häckselschneider.

Als die Schweden im Lande hausten und ihre Armee zu Bengel stand, wurden einem schwedischen Soldaten, der sich äußerst ungebührlich aufgeführt hatte, auf der Scheidweiler Mühle Nase und Ohren abgeschnitten. Als derselbe in diesem Zustande in das Lager kam, schnaubten alle Soldaten nach Rache und brachen sogleich auf, um den Scheidweilern ihren übertriebenen Muthwillen auszutreiben. Zum Glück für Letztere fand sich nun unter ihnen ein Mann, der, wie man zu sagen pflegt, mehr als Brod essen konnte. Der Mann begann wacker Häckselschneiden, und so viele Häckerlinge, so viele wohlgerüstete Männer standen da. Als der heranrückende Feind diese

imposante und ihm an Zahl weit überlegene Streitmacht gewahrte, blieb ihm natürlich nichts übrig, als schnell den Rückzug anzutreten und sich zu gratuliren, mit heiler Haut von dannen zu kommen.

Die Nattenheimer.

Nattenheim soll den entferntesten Völkern, und namentlich den Türken als eine große Stadt und uneinnehmbare Festung bekannt sein. Die Bewohner von Nattenheim aber sollen ein eigenthümliches Militärwesen kennen, und deßhalb bei allen Angriffen der Feinde den Sieg davon tragen. Bei dem Anzuge eines Feindes machen sie keine Vorbereitung zu dessen Empfange; sie pflanzen keine Kanonen auf, noch auch senden sie ihm eine bewaffnete Mannschaft entgegen. Sobald sich der Feind dem Dorfe genaht hat, eilt Mann und Weib, Groß und Klein mit Strohbündeln auf die Flur und streut dieselben um das Dorf herum. Augenblicklich ist jeder Strohhalm in einen wohlgerüsteten Streiter umgewandelt, und wie vom Himmel gefallen steht in wenig Minuten ein in allen Waffengattungen schlagfertiges Heer zur Vertheidigung des Ortes da. Durchbricht der Feind die Reihen dieser Armee, so wird die Lücke im Nu auf die leichteste Weise ausgefüllt, und dem Feinde bleibt nichts übrig, als schleunigst von dannen zu fliehen. (Bormann, Beitrag zur Geschichte der Ardennen, 2. Thl., S. 131.)

X.

Berge mit Schätzen.

Der Nerother Kopf.

Johann Hunz, der einzige Sohn einer Wittwe aus Neroth (Kr. Daun), war als Soldat in ferne Länder gekommen und in Gefangenschaft gerathen. Er wurde weiter geschleppt und so hart gehalten, daß er den Entschluß faßte, die Flucht zu

ergreifen. Das that er denn auch. Indem er nun, unkundig, nach welcher Richtung hin seine Heimath liege, Nachts in einem Walde umherirrte, kam er zu einer Hütte, in welcher ein Greis wohnte. Dieser fragte ihn, wo er zu Hause sei? Als er erwiderte, er sei aus dem Trier'schen Lande, entgegnete jener, dieses Land kenne er nicht einmal dem Namen nach, sie müßten daher zu der nächsten Hütte gehen, wo sein, des Greisen Vater wohne. Allein dieser kannte ebenfalls das Land nicht einmal dem Namen nach und nahm den Fremden mit sich zu seinem Vater, der nicht ferne in einer dritten Hütte wohnte. Letzterer erkundigte sich nach dem Namen des Heimathsortes des Fremden und als dieser ihm den Namen „Neroth" nannte, sprach er: „Ha, Ha! da bin ich wohl bekannt; denn auf dem Nerother Kopf bin ich oft gewesen, und versprichst du mir in Allem zu willfahren, so sollst du noch vor dem Frühstück in deinem heimathlichen Orte sein." Hunz versprach, Alles thun zu wollen. Der Uralte setzte nun dem Fremden und seinem Sohne zu Essen vor, ging darauf hinaus und brachte drei Böcke, auf welche sie sich setzten, und schon um halb eilf Uhr Nachts waren sie auf dem Nerother Kopf. Bei der dasigen Pfütze stiegen die drei Reiter ab; der Uralte aber band dem Hunz einen seidenen Faden um den Leib und steckte ihm einen Ring an einen Finger. Dem Hunz wurde nun eröffnet, daß er an dem seidenen Faden herabgelassen werden würde und ihm befohlen, auf dem Boden angelangt, die sich ihm zeigende Thür mit dem Ringe zu berühren, durch die sich öffnende Thüre hereinzutreten, einen langen Gang zu verfolgen, dann, in einem Zimmer angelangt, wo mehrere Herren um einen Tisch säßen, schwelgten und Karte spielten, gerade zu der in einer Ecke stehenden Kiste, worauf ein großer, zottiger Hund mit glühenden Augen liege, hinzugehen, den Hund mit dem Ringe zu berühren, worauf derselbe in eine Ecke sich verkriechen würde, darauf aus der Kiste den goldenen Becher zu nehmen und nebst dem so viele andere Kostbarkeiten mitzubringen, als er immer zu tragen vermöchte. Nebstdem wurde dem Hunz geboten, sich möglichst in Allem zu beeilen, da nur mehr eine Stunde Zeit vorhanden sei, das Aufgetragene zu vollführen. Nun wurde Hunz herabgelassen, und Alles fand sich so vor, wie ihm vorhergesagt worden war. Er nahm, was er nehmen sollte und fortbringen konnte, und eilte wieder zurück. Die Stunde war aber beinahe zu schnell verflossen, denn als er den

hintern Fuß über die Schwelle der eisernen Thüre hob, schlug dieselbe zu, traf die Ferse und beschädigte Hunz der Art an derselben, daß er lebenslang hinken mußte. Nun wurde Hunz an dem seidenen Faden wieder heraufgezogen; der Uralte nahm den goldenen Becher, heilte die verwundete Ferse, ließ dem Hunz alle übrigen Schätze und nahm von ihm Abschied. Letzterer eilte nach Neroth und fand seine Mutter am Feuerheerd, die beschäftigt war mit dem Rühren des Hafermehls, woraus der Brei zum Frühstück bereitet werden sollte. Hunz fing nun eine Handelschaft an und wurde, wie leicht erklärlich, ein sehr reicher Mann. (Aus dem Manuscripte abgedruckt in Wolf's Zeitschrift für Myth. II., 317.)

Der Nerother Kopf steht nach der Sage mit der Altburg bei Schalkenmehren (in der Nähe des Weinfelder Maares) durch einen unterirdischen Gang in Verbindung. Daher stammt denn auch das noch im Volksmunde lebende uralte Sprüchwort:

Auf Kopf steht der Teufel auf und ißt die Supp,
Dann fährt er unterirdisch durch bis zur Altburg.

Die Hochacht.

Ein Mann von Kaltenborn (Kr. Adenau), befand sich im fernen Lande und wollte in seine Heimath zurückkehren. Eines Abends nun kam er zu einer Hütte und bat daselbst um das Nachtquartier. Der Bewohner derselben führte den Fremden zu seinem Vater, welcher in einer andern Hütte in der Nähe wohnte, und dieser wieder zu seinem Vater, welches sich sieben Mal wiederholte. Der Urvater saß in einem Lehnstuhle und nachdem er den Fremden nach dem Zwecke seiner Reise und nach seiner Heimath befragt hatte, versprach er ihn noch diese Nacht unentgeltlich in seine Heimath, wohin er noch gestern ein Gewitter geschickt, das daselbst zweimal eingeschlagen habe, zu bringen, wenn er sich auf das Thier setzen, das ihm in der Nacht vorgeführt werden würde, und wenn er, ohne gefragt zu sein, seinen Mund nicht zum Sprechen öffnen wollte. Der Kaltenborner sagte Alles das zu. Hierauf aßen Alle miteinander zu Nacht und der Urvater eröffnete dem Fremden ferner, daß seine Schwester morgen zu Kaltenborn ihre Hochzeit feiern und er selbst allda in seines Vaters Scheune am Morgen aufstehen werde. Dem Kaltenborner wurde nun sein Nachtlager

angewiesen, und als er eine Weile da gelegen hatte, kam es ihm vor als träume er. Ein schwarzer Bock stand vor ihm und forderte ihn auf, aufzusitzen. Der Kaltenberner willfahrte und nun ging es mit ihm durch die Luft, daß ihm fast Hören und Sehen verging. Mit einem Male stand der Bock still und redete seinen Reiter also an: „Hier sind wir an der Hochacht; weißt du auch, daß sich hier ein mit Gold und kostbaren Schätzen gefüllter Keller befindet?" Der Kaltenberner sagte: „Davon weiß ich nichts." Da fuhr der Bock fort: „Hebe diesen Stein auf!" Jener that's, und unter demselben lag eine Schlange. „Ergreife sie!" gebot ihm der Bock. Der Kaltenberner that es und die Schlange ward zu einem Schlüssel. „Folge mir", fuhr der Bock fort, „und ich will dir die Thüre zeigen." Der Kaltenberner steckte, bei der Thüre angelangt, den Schlüssel in dieselbe, öffnete sie und nahm sich von den aufgehäuften Schätzen soviel, als er fortbringen konnte. Die Thüre schloß sich hierauf hinter ihm von selbst zu; dann legte er den Schlüssel unter denselben Stein und setzte sich auf den Bock. Bei Tagesanbruch erwachte er in der Scheune seines Vaters; seine Taschen waren mit Geld gefüllt und seine Schwester hielt an demselben Tage wirklich ihre Hochzeit, der Bock aber war verschwunden.

Der Kaltenberner begab sich späterhin wieder an die Stelle der Hochacht, wo der Stein gelegen; er war so glücklich, denselben wieder zu finden, hob ihn auf, die darunter liegende Schlange ward in seiner Hand abermals zum Schlüssel, womit er die Kellerthüre öffnete und sich nach Lust von den daliegenden Schätzen nahm. Nun fing er an, eine Burg zu bauen und nahm sich das zum Baue nöthige Geld fortwährend aus dem Keller der Hochacht. Niemand aber konnte begreifen, woher dem Manne, der ohne Kisten und Kasten aus der Fremde in seine Heimath zurückgekehrt war, die großen Geldsummen zuflossen. Sein eigener Bruder belauerte jeden seiner Schritte und entdeckte endlich die Geldquelle. Wie nun aber auch dieser den Stein aufhob, ward er beim Anblicke der Schlange von Furcht ergriffen, wich zurück, fluchte, und die Schlange lief fort. Der Schlüssel zum Keller war von nun an auch für den andern Bruder fort, der aber auch dessen nicht mehr bedurfte, da er bereits ein reicher Burgherr geworden war.

Der Tanzberg bei Dattel.

Vor alten Zeiten wurde in diesem Berge ein bedeutendes Bergwerk betrieben und in dem tiefen Schachte von den üppigen Bergleuten manche Nacht hindurch Tanz gehalten, gesungen, getrunken und gespielt. Die Schwelgenden ahnten nicht das Geschick, das sie treffen sollte. Als sie nämlich eben wieder ein solches Festgelag hielten, es war am St. Jakobstage, da krachte plötzlich die Erde mit grausem Donnerschall, die Bergwand stürzte zusammen und ihr Schutt begrub Alle. Seit dieser Zeit ist der Schacht nie wieder von einem Bergknappen befahren worden, und der an Erz reichste Berg steht verlassen vom Bergmanne da. Am St. Jakobstage aber vernimmt man in demselben der Geigen Schall und der Schacht erglänzt hell erleuchtet wie bei einem festlichen Gelage. (G. Bärsch, Eifl. illustr. 3. B. 1. Abth. I. Absch. S. 146. Rheinischer Liederkranz von B. Bach und W. Rees, S. 270.)

Der Tomberg bei Rheinbach.

Drei Mädchen aus dem Dorfe Ersdorf, nahe bei Rheinbach, gingen an einem Sonntage aus, um Erdbeeren zu sammeln, und kamen zu dem Tomberge, dessen Abhang mit niederm Gesträuche bewachsen war. Sie erblickten hier eine noch nie wahrgenommene Oeffnung, die sie für den Eingang einer Berggrube hielten, und gingen ohne Furcht hinein. Je weiter sie indessen gingen, desto mehr erweiterte sich die Höhle, bis sie endlich in einer geräumigen und von Säulen unterstützten Halle anlangten. In der Halle aber saß ein alter Mann mit silberweißem Haar. Mit der rechten Hand zeigte er auf einen Tisch, auf dem eine goldene Ruthe lag; mit der linken wies er nach einer Ecke hin, in welcher eine eiserne Kiste stand, auf der ein großer schwarzer Hund lag. Der Hund fing an zu knurren, sprang von der Kiste zur Erde, kratzte an dem darin steckenden Schlüssel, sprang, da die Mädchen sich nicht näherten, wieder hinauf und glotzte nun in einem fort die Mädchen mit seinen feurigen Augen an. Von den übrigen Dingen, welche sich in der Halle befanden, wußten die Kinder nichts zu erzählen, da die Furcht ihnen fast alle Besinnung geraubt hatte. Eines von ihnen erinnerte sich jedoch einer Uhr, welche dem Manne gegenüber an der Wand hing, und die bei ihrem Eintritte in die

Halle drei schlug und so schneidende Töne hervorbrachte, wie die Töne einer Glocke es sind, wenn man sich beim Läuten in der Nähe derselben befindet. Wie lange die Kinder in der Halle verweilten, wußten sie nicht genau anzugeben; sie hörten jedoch die Uhr vier Schläge thun, worauf der Mann einen angstvollen Seufzer ausstieß und eine Dunkelheit erfolgte gleich der finstersten Nacht. Auch vernahmen sie ein fernes Getöse, welches sich immer mehr und mehr der Stelle näherte, wo sie wie angewurzelt standen. Das Getöse endete mit einem starken Knalle, wobei die Mädchen besinnungslos zu Boden sanken. Wie sie wieder zu sich kamen, befanden sie sich unter freiem Himmel; ihre Körbchen lagen neben ihnen und die Erdbeeren waren zerstreut.

Diesem nun fügt die Sage als Erklärung hinzu:

In der Nähe des Tomberges wohnte vor vielen Jahren ein überaus reicher Mann, der aber auch ebenso böse war. Er quälte sein armes Weib und seine Kinder, und nicht selten vergriff er sich auch noch thätlich an ihnen. Aber noch ärger erging es seinem Gesinde. Einst schickte er einen seiner Knechte, einen Jüngling von 16 Jahren, in den mit Hecken und Gesträuch bewachsenen Tomberg, um eine Bürde Haselgerten in Zeit von 20 Minuten zu bringen. Der Jüngling machte sich ungesäumt auf den Weg und suchte an dem buschigen Abhange des Tomberges die Haselgerten; da die Stelle deren aber nur sehr wenige enthielt, sah er wohl vor, daß es unmöglich sei, das Verlangte in der gesetzten Zeit zu bewerkstelligen. Der Herr saß unterdessen zu Hause und gab genau auf den Ablauf der 20 Minuten acht. Da selbe verflossen und der Knecht noch nicht zurückgekehrt war, sprang er voll Zorn auf und lief, einem Besessenen gleich, in den Wald, um den faulen Knecht, wie er sagte, aufzusuchen und zu bestrafen. Er fand ihn, als er eben seine Bürde zusammenbinden wollte, riß ihn zu Boden, trat ihm in voller Wuth auf die Brust, zog eine von den dicksten Gerten aus der Bürde und schlug ihn damit der Art auf den Kopf, daß er wie todt hinsank. Doch damit noch nicht zufrieden, löste er die Binden der Bürde, steckte den halbtodten Jüngling in dieselbe und schnürte ihn mit den Gerten so fest zu, als er es nur vermochte. Der Jüngling kam aber gegen alle Erwartung wieder zu sich und bat flehendlich um sein Leben. Allein jenes Wuth hatte keine Gränze, er lud den Jüngling auf den Rücken, trug ihn zu einer nicht fernen Eiche, lehnte

ihn, den Kopf nach unten, an diese an, und entfernte sich unter schadenfrohem Lachen. Als der Grausame in seine Behausung zurückgekehrt war und seine Wuth etwas nachgelassen hatte, fing er an, seine That zu bereuen und machte sich daher auf, um seinen mißhandelten Diener zu retten. Er fand an der Stelle aber keine Spur mehr von ihm; er erblickte jedoch daselbst eine Höhle und ging eine Strecke hinein, seinen Diener zu suchen. Als er aber das Ende der Höhle erreicht hatte, schlug der Eingang derselben unter lautem Getöse zu, und er sah sich so lebendig begraben.

Ein Greis trat jetzt aus einer Ecke der Höhle hervor und trug die von dem Knechte gesuchten Haselgerten unter dem Arme. Indem er diese auf einen in der Nähe stehenden Tisch legte, kündigte er jenem sein Urtheil also an: „Du bist wegen deiner unmenschlichen Handlung so lange in diesen finstern Ort verbannt, bis daß ein menschliches Wesen ungerufen und ungeheißen an dir dasselbe thut, was du mit teuflischer Bosheit an deinem Diener verübt hast. Einem solchen wird es aber nur an einem Tage des Jahres und nur zu einer Stunde dieses Tages, nämlich von drei bis vier Uhr, möglich sein, zu dir zu gelangen." — Hieraus erklärt sich, weßhalb der Mann beim Eintritte der Mädchen auf die auf dem Tische liegende Bürde hinzeigte, und als die Uhr vier schlug, ängstlich seufzte.

Der Goldberg bei Ormont.

Eine Viertelstunde östlich von Ormont erhebt sich ein kegelförmiger Berg, der „Goldberg" genannt*). Am nördlichen Abhange dieses Berges wurde in alten Zeiten eine Fläche von etwa einem Morgen tief ausgegraben; es soll daselbst eine Goldgrube gewesen sein. Zwei Fuhrleute hatten dort ihr Fuhrwerk so beladen, daß sie nicht aus der Vertiefung herauskommen konnten. Der Eine von ihnen sagte: „Wenn Gott will, so kommen wir heraus"; der Andere aber sagte: „Gott mag wollen oder nicht wollen, wir kommen heraus." Da öffnete sich augenblicklich die Erde und der Mann, welcher diese lästernde Rede geführt, sank mit dem Fuhrwerke in dieselbe spurlos hinab. Von dieser Stunde an wurde aber an der Stelle nicht mehr nach Gold gegraben.

*) Der Ort Ormont soll von diesem Berge seinen Namen entlehnt haben.

XI.

Geldfeuer und Schatzheber.

Die Sage berichtet über die Geldfeuer im Allgemeinen also: Wer Geld vergräbt, muß zur Strafe um den Schatz herumwandeln bis derselbe gehoben wird. Alle sieben Jahre darf ein Solcher sein vergrabenes Geld an die Oberfläche der Erde bringen, wo es zum glühenden Kohlhaufen und hierauf zur lodernden Flamme wird, die aber wieder erlischt, wenn die Stunde vorüber ist. Wer nun das Glück hat, zu dieser Stunde zu dem brennenden Gelde zu kommen, kann, wenn er demselben sich *schweigend* naht und davon *schweigend* nimmt, sein Glück machen. Die glühenden Kohlen sind, sobald sie erloschen, wieder Geld. Schon manche Magd hat in alter Zeit so ihr Glück gemacht, indem sie, um das Feuer anschüren zu können, in der Frühe zu einem solchen Feuerchen eilte und *still* davon nahm. Jetzt lassen die Streichhölzchen und wohl auch die Plauderhaftigkeit des Geschlechtes es nicht mehr zu dergleichen glücklichen Zufällen kommen.

Am Zannersbach bei Kopp (Kr. Prüm) ist eine Grube, welche die „Goldkaule" genannt wird. Darin befindet sich eine mit Gold gefüllte Kiste, welche alle sieben Jahre, in der heiligen Christnacht, zu Tage kommt. Es brennt dann auf der Kiste ein Feuerchen; wer aber in den Besitz der Kiste kommen will, muß einen schwarzen Bock haben, der kein weißes Haar an sich hat. Diese Kiste ist nämlich dem Teufel unter der Bedingung übergeben worden, daß er sie nur an einen Solchen abgeben darf.

Mehre Einwohner von Udelhofen, Regierungsbezirk Aachen, sahen von da aus an dem s. g. Mordhügel bei Nohn ein Feuer brennen und begaben sich, da sie es für ein Geldfeuer hielten, dahin. Sie fanden daselbst zwei große Kisten welche am Feuer standen, aber auf einer saß ein schwarzer Mann. Die Leute flohen deßhalb erschreckt ihrer Heimath zu und der schwarze Mann verfolgte sie. Eine bejahrte Frau, welche sich den Geldsuchern zugesellt hatte, wollte die Thüre ihrer Wohnung, welche sie

fliehend eben erreicht hatte, hinter sich schließen; die Thüre aber wurde von einer fremden Hand so lange gehalten, bis sie das h. Kreuzzeichen über sich und ihr Haus gemacht hatte. Noch lange nachher bemerkte man an der Thüre den Abdruck einer Hand, welche Hand jedoch nur vier Finger hatte.

Von den Geldsuchern war nur einer bei dem Feuer zurückgeblieben und strich die Kohlen mit seinem Stocke von der Feuerstelle weg, worauf das Feuer sogleich erlosch. Als er sich am folgenden Morgen wieder zu der Feuerstelle begab, fand er zu seinem Erstaunen mehre Geldstücke, welche jedoch uralt waren und ein unbekanntes Gepräge hatten.

Der Schäfer aus Weiler (Kr. Daun) vermißte eines Abends am Dorfe den Leithammel seiner Heerde. Sobald die Schafe eingethan waren, kehrte er nach dem Felde zurück, um denselben aufzusuchen. Es war bereits dunkel geworden, als der Hirt den mit Dorngesträuch bewachsenen Weideplatz erreichte, in welchem sich der vermißte Hammel, wie jener vermuthete, verstrickt haben mußte. Nachdem er mit seinem treuen Stüpp schon eine Weile rechts und links gesucht hatte, sah er zu seinem Erstaunen plötzlich vor sich ein einsames Feuer. Zugleich gewahrte er durch den hellen Schein, welchen jenes Feuer rings verbreitete, in der Nähe seinen Hammel, den eine Brombeerhecke festhielt. „Gut, daß ich dich wieder habe, armer Hammel!“ dachte der Schäfer bei sich, — „hier darf ich dir dein Nachtquartier nicht lassen.“ Die Gluth schürend, nahm er sich noch eine Kohle auf die Pfeife, und war gesonnen noch einige Züge bei dem Feuer zu thun, ehe er mit dem Hammel und seinem Stüpp heimkehren wollte. Aber die Kohle war erloschen, sobald sie sich auf der Pfeife befand. Er warf sie zu Boden und nahm sich eine zweite. Auch diese erlosch ebenso; und so die dritte, vierte und fünfte. Unwillig stieß der Schäfer jetzt das Feuer mit dem Fuße auseinander und ging mit dem Hammel seines Weges. — Am andern Tage trieb er die Heerde wieder an denselben Weideplatz. Von einer Neugierde getrieben, die der Mann sich kaum zu erklären vermochte, suchte er die Stelle des Feuers auf; nirgends aber fand er eine Spur von demselben. Endlich führte ihn der Brombeerstrauch zurecht, in dessen Ranken sich der Hammel verwickelt hatte. „Hier ist die Stelle,“ sprach er zu sich selbst, „denn sieh', da hängt noch Wolle von dem Hammel; aber wo

ist die Brandstätte?" Indem er so bei sich sprach, sah er mit einem Male zu seinen Füßen zwei, drei, vier, fünf Goldstücke und zugleich eine gelbe Streu von demselben Metall hell blinkend vor sich liegen. Schnell sammelte er das Gold in seine Tasche und es war ihm jetzt kein Räthsel mehr, daß er am gestrigen Abend an einem Geldfeuer seine Pfeife hatte anzünden wollen, und er dem Zufall mit dem Hammel sein Glück zu verdanken habe.

Zwei Frauen von Oberstadtfeld, Luzia Bübl und ihre Nachbarin, sahen an einem Abend, wo es finster war, auf einer Stelle, Wiesegarten genannt, ein Feuerchen mit blauer Flamme. Da das Feuerchen an der Stelle sich befand, wo nach dem Dafürhalten der Leute Geld liegt, das alle sieben Jahre brennt und wenn's nicht gehoben wird, wieder sieben Klafter tiefer sinkt, als es gelegen hat, unterlag es bei ihnen keinem Zweifel, was das Feuerchen zu bedeuten habe. Beide Frauen eilten daher zu der Stelle, um den Schatz zu heben. Obgleich sie sich fest vorgenommen, auch nicht einen Laut von sich zu geben, so traf es sich doch, daß eine der Frauen, indem sie an einer Marke der Wiese mit dem Fuße anstieß, „bella!" sagte; da war Alles im Nu verschwunden.

Eine Magd aus dem sogenannten Strunkshause in Speicher, welche ganz frühe Morgens aufgestanden war, sah in der Lauerwiese, in der Nähe des „Görgen-Nickelsches Kreuz" ein Feuerlein brennen. Sie dachte, das Feuerlein sei noch von dem vorigen Abende her und am Tage von Hirten angezündet worden. Sie ging hin und nahm Kohlen, um das Feuer im Hause anzuzünden. Als sie die Kohlen auf den Herd schüttete, waren sie erloschen. Sie ging zum zweiten und dritten Male hin und nahm Kohlen, welche, auf den Herd geschüttet, wieder erloschen waren. Als sie zum vierten Male kam, wurde sie auf die Finger geschlagen. Wie sie nun in's Haus zurückkam und alles Feuer aus war, fand sich lauter Geld auf dem Herde.

Ein Mann aus Mußweiler (Kr. Wittlich), welcher nach Huverath ging, fand am Wege ein Feuer, bei welchem Jemand lag und schlief. Jener nahm sich vom Feuer eine Kohle auf die Pfeife, doch sogleich war dieselbe erloschen. Als er sich

hierauf eine zweite Kohle nahm, sagte der anscheinend Schlafende: „Geh', du hast es genug!" Die erloschenen Kohlen aber waren Geld.

Eine Magd aus Landscheid-Burg (Kr. Wittlich), welche am frühen Morgen auf dem Herde das Feuer anmachen sollte, sah nicht ferne vom Hause ein Feuer brennen. Sie nahm eine Pfanne, füllte dieselbe daraus mit Kohlen und schüttete selbe auf den Herd; allein die Kohlen waren sogleich erloschen. Dasselbe wiederholte sich beim zweiten Gange. Als sie das dritte Mal zum Feuer gekommen und Kohlen genommen, sagte ein bei dem Feuer liegender Mann: „Du hast es genug!" Die auf den Herd geschütteten Kohlen aber waren lauter Goldstücke, weßhalb die Hausleute reich wurden.

* Die Sage von Geldfeuern findet sich allerorts. In Adenau erhielt der Sage nach sogar eine Gasse den Namen „Kohlengasse", weil eine Magd aus einem der Häuser dieser Gasse durch das Kohlennehmen aus einem Geldfeuer ihr und ihres Herrn zeitliches Glück begründete.

Am Schnappsberg, in der Nähe von Berterich, hatte man oft bei Nacht ein Feuerchen brennen sehen. Zwei Männer aus Wittlich brachten eine Glücksruthe und überzeugten sich, daß sich an dieser Stelle Geld befinde. Sie gruben nach demselben und waren bereits auf die Kiste gekommen, in welcher sich das Geld befand, da rief der Müller der nahen Mühle ihnen zu: „Was macht ihr da?" — und Alles war verschwunden.

Da wo der Himerother und Landscheider Bach ineinander fließen, liegt die Langwiese. Dahin begaben sich einst zwei Einwohner aus Landscheid, Wilhelm Hahn und Lehnert, begleitet von einem Dritten, um den dort in einer Kiste befindlichen Schatz zu heben. Es war verabredet worden, daß Keiner während der Hebung auch nur einen Laut von sich geben und nicht aufsehen sollte. Als Hahn und Lehnert an der großen Geldkiste herausgruben, sprach der Teufel zu dem Dritten, welcher zusah: „Die Erben sind zu Landscheid, und die bekommen das Geld, wenn sie kommen." Aber es achtete Niemand hierauf. Da war es mit einem Male, als sei der ganze Wald voll Zimmerleute und plötzlich stand ein Galgen über den Beiden,

welche die Kiste beinahe herausgegraben hatten, aufgeschlagen. Auf dem Galgen stand der Teufel mit einem Stricke. Wilhelm Hahn schaute auf, und in demselben Augenblicke rief der Teufel: „Ich werfe dir den Strick um den Hals.“ Da schrie Wilhelm Hahn: „Jesus, Maria, Joseph!“ und Alles war spurlos verschwunden. Die beiden Andern aber zankten den Wilhelm beim Nachhausegeben sehr aus, daß er durch seine Unbesonnenheit sie um die großen Schätze in der Kiste gebracht habe.

Etwa zehn Minuten von Eupen entfernt, beim Lascheider Kapellchen, an welchem zwei alte, sehr umfangreiche Linden*) stehen, gruben in einer Nacht mehre Männer nach dem dort verborgenen Schatze. Sie waren bereits zu dem Kessel gekommen, welcher mit blanken Gold- und Silberstücken gefüllt war, da sagte einer der Männer: „Jetzt haben wir es!“ und Alles war im Nu verschwunden.

XII.

Höhlen, Felsen, Hügel.

Der Kartstein.

Bei dem Dorfe Eiserfei, im Kreise Schleiden, befindet sich eine Höhle, die vom Volke „Kartstein“ genannt wird. In dieser Höhle saßen vor vielen Jahren an einem heiligen Ostertage drei lockere Gesellen beim Kartenspiel. Sie hörten wohl die Glocken zum Gottesdienste läuten, aber das kümmerte sie nicht, und dazu trieben sie noch mit dem Kirchengehen frechen Spott.

Mit einem Male kommt zu ihnen in die Höhle ein Unbekannter und redet die Spieler also an: „Viel Glück zum Spiel! Ist's mir vergönnt, ein Spielchen mitzumachen? Ich trag' viel Geld bei mir.“ „„Ha, Landsmann!““ entgegneten die

*) An vielen Kirchen und Kapellen der Eifel fanden sich in der Vorzeit Linden vor.

Spieler, „„ihr kommt uns wie gerufen; nehmet Platz und lasset nur recht viel Geld und Silber uns sehen.““ Darauf zog der Fremde eine Hand voll Geld hervor, nahm die Karten und setzte sich an's Ende des langen Blocks. Während sie nun spielten, fiel einem der Spieler ein Kartenblatt auf die Erde; er bückte sich darnach und sah, o Graun! beim Fremden einen Pferdefuß. „Gott sei bei uns!“ so schrie der Spieler ängstlich auf. In demselben Augenblicke war der Böse mit Gestank entflohen. Die Gesellen stierten sich wie vom Blitz getroffen stumm an, und erblickten über sich die Höhle durchbrochen, wo sie früher geschlossen war. An der Stelle des Geldes aber lagen glühende Kohlen. Mit Angst und Schrecken flohen hierauf die Spieler aus der Höhle, bereuten ihren Frevel und ließen sich nie mehr beigehen, das Gotteshaus zu verachten. (Der Eremit am hohen Veen.)

Das Arns- (Arons-)Zelt.

Auf dem Lehwalde bei Daun, etwas links von dem Wege, der von Steiningen nach Daun führt, befindet sich eine kleine Erhöhung und in einem an derselben befindlichen Felsen eine viereckige Höhle, so groß, daß ein Mann bequem darin Raum hat. Es ist dies das „Aronszelt“, gewöhnlich „Arnszelt“ genannt. An diese Stelle, wo es nicht geheuer ist, wurde nach der Sage vor vielen Jahren ein Mann aus D. verbannt. Derselbe geht da herum und treibt sein Unwesen, indem er an den Waldbäumen anpocht, schreit, ächzt, pfeift und ruft.

Einst gingen zwei Männer von Darscheid, Wolf und Wilms mit Namen, an dieser Stelle vorbei, und einer von Beiden sagte, indem er in die Höhle hineinlugte: „Hat man dich armen Schelmen hierhin gethan?“ Sogleich entstand ein solches Windbrausen und Gebeul, als sollte der ganze Wald zusammenstürzen. In großer Bestürzung flohen beide Männer von dem Orte und aus dem Walde. — Die Mädchen und Frauen der Umgegend, welche im Walde Gras rupfen, meiden diese Stelle, obgleich daselbst das schönste Gras wächst. Denn es sind schon viele Grassammlerinnen daselbst von dem Geiste, der hier haust, weggeschreckt worden. Auch haben Holzhauer diesen Spukgeist oft durch den Schlag gehen gehört, wo die Reiser unter seinen Füßen brachen und laut krachten.

Der Jakobs-Keller.

Im Thale der Endert, nicht fern von Alsten, befindet sich eine in den Felsen eingehauene Grotte, welche den erwähnten Namen führt. Eine Haselnußstaude steht gegenwärtig vor dem engen Eingange dieser Grotte und bedeckt denselben. Aus derselben führt eine Oeffnung, welche als Rauchfang gedient zu haben scheint. Zur Zeit des schwedischen Krieges flüchtete in diesen unterirdischen Ort ein Weber, mit Namen „Jakob", aus Alsten. Er schlug darin seinen Webestuhl auf und trieb, vom Feinde ungestört, sein Handwerk fort. Die einem Keller nicht unähnliche Grotte erhielt von ihm ihren Namen, den sie heute noch im Volksmunde trägt. Wie es in jener Zeit der Verwüstung auch in unserer Gegend ausgesehen, davon gibt eine andere Sage Kunde, welche berichtet, am Fuße der Anhöhe, auf welcher die Stadt „Lind", nicht fern von Alsten und ebenfalls im Schwedenkriege zerstört, gestanden, habe man eine Mutter gefunden, welche todt gewesen und im Munde Gras und an der Brust einen Säugling liegen gehabt habe.

Die Höhlen zu Hohenfels.

In der Nähe von Hohenfels befindet sich auf einer Anhöhe ein bewaldeter Bergkessel, welcher unterirdische Höhlen hat, die alte Mühlsteinbrüche sind. Die Eingänge zu denselben sind enge und noch Spuren daran vorhanden, welche darauf hindeuten, daß sie einst mit Thüren versehen waren und verriegelt werden konnten. Auch finden sich an den Höhlen Löcher, die zu Schießscharten gedient haben mögen. Diese Höhlen dienten nach der Volkssage im dreißigjährigen Kriege zu Zufluchtsstätten und Verschanzungen für die Gemeinden Bettingen, Essingen und Hohenfels, und ein General der Schweden soll den Ausspruch gethan haben: „Nie habe ich so viele Leute verloren, als vor diesen Fuchslöchern." In der Nähe ist das „Heiligenfeld", auf welchem den Schweden eine Schlacht geliefert worden sein soll. Ein bejahrter Mann erzählte, wie er von seiner Großmutter gehört habe, daß man zur Zeit, wo die Schweden im Lande schrecklich hausten, zu den Kindern gesagt habe:

„Bet' Kindchen, bet'!
Morgen kommt der Schwed';
Morgen kommt der Ochsenstieren,
Der wird die Kinder beten lieren."

Die bunte Kuh.

Hinter Waltporzheim ragt rechts ein Fels in Gestalt eines Thierkopfs drohend hervor; das Volk nennt denselben die „bunte Kuh." Die Sage berichtet darüber also: Ein Mann, wie Andere erzählen, ein Mädchen, ging mit einem Andern eine Wette ein, diesen Felsenvorsprung zu erklettern, eine Flasche Wein auf ihm zu leeren und die Strümpfe zu wechseln. Der Preis der Wette war eine Kuh; die Wette wurde gewonnen, und da die gewonnene Kuh „bunt" war, erhielt der Fels diesen Namen.

Die Teufelskanzel.

In einem Felsen des Ahrthales, in der Nähe von Altenahr, erblickt der Wanderer ein gewaltiges Felsenthor, von der Natur gebildet und von wildem Gestrüpp und Schlingpflanzen umrankt — es ist die Teufelskanzel. Vor vielen Jahrhunderten, so berichtet die Sage, als die Bewohner der Gegend noch Heiden waren, wohnte hoch auf diesem Felsen ein frommer Klausner. Sein Geschäft war das Gebet und das Werk der Liebe, die Thalbewohner dem Christenthume zuzuführen. Seine Klause lehnte sich an die Felswand, die jetzt durchbrochen ist. Der böse Feind, dem das wohlthätige Wirken des Klausners in aller Weise zuwider war, suchte ihn vergeblich vom Wege der Tugend abzubringen. Eines Abends, als der Klausner aus dem Gebirge zurückkehrte, fand er eine wunderschöne Frauensperson in seiner Hütte. Sie habe sich verirrt, sprach sie, und bat um ein Nachtlager. Der fromme Mann versagte es ihr nicht. Aber die Dirne suchte ihn mit ihren Reizen zu umstricken; da sprach er den Namen dessen aus, vor dem alle Geister erbeben, und siehe da, der Böse stand zähnefletschend und winselnd vor ihm. Um seiner Pein zu entgehen, drängte er sich durch die Felsenwand, daß die Felsen donnernd hinab in's Thal rollten und jenes Thor, die Teufelskanzel, entstand. (E. Weyden, a. a. O. S. 211.)

Die Teufelslay.

An der Ahr erhebt sich ein hoher Fels, die Teufelslay genannt. Hier wandelte einst am heiligen Pfingsttage, es war

des Morgens früh, ein Mägdlein, um Blumen zu einem Sträußlein zu pflücken. Die Glocken riefen zwar zur Kirche, aber das Mägdlein dachte bei sich: „Ich laß sie rufen und bete heute nicht.“ Es stand an einem jähen Felsenrand und wähnte, es sei Niemand weder nah noch fern, da tönte eine rauhe Stimme: „Die Blumen die sind mein!“ Da sieht sich das Mägdlein um und in demselben Augenblicke gleitet sein Fuß aus, es fällt und liegt todt am Fuße des Berges. Ueber ihm aber läßt sich hohnlachend dieselbe Stimme: „Die Blumen sind mein!“ vernehmen. — Drum merke dir: Wenn das Glöcklein ruft, so bete; es thut dir allzeit Noth!

Die Kanzellay.

In der Nähe von Niedeggen ragt ein Fels empor, bei welchem in geraumem Alterthume ein Klausner lebte, der durch seine Ermahnungen zur Buße auf das Volk der ganzen Gegend den wohlthätigsten Einfluß übte. Manche Seele entriß er dem Satan, welcher, darob höchlich ergrimmt, auf Mittel sann, dem heiligen Bestreben des frommen Mannes entgegenzuwirken und ihn beim Volke verdächtig zu machen. Einst nun lag der Einsiedler krank in seiner Klause und obwohl er zwar seiner Gewohnheit gemäß auch an dem Tage der Menge von dem benachbarten Felsen das Wort Gottes verkündet hätte, so fühlte er sich doch dazu zu schwach. Das Volk, welches von seiner Krankheit nichts wußte, hatte sich unterdessen wieder zahlreich eingefunden, den geliebten Lehrer zu hören. Da nahm der Teufel die Gestalt des Klausners an und trat auf den Felsen, um durch eine Rede in seinem Sinne die Menge zu täuschen und vom rechten Wege abzubringen. In demselben Augenblicke wurde jedoch der Klausner aus seinem Schlummer wie durch eine unsichtbare Hand aufgerüttelt; er fühlte sich ganz gesund und erstarkt. Seiner Pflicht und der harrenden frommen Menge eingedenk, eilte er sogleich zum Felsen hin. Erstaunt aber gewahrte er daselbst seine eigene Gestalt zum Volke reden, und den Bösen ahnend, vertrieb er ihn durch das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dieser flüchtete sich in die Höhle eines nabeliegenden andern Felsen (das Teufelsloch genannt), wurde aber auch von hier durch den Klausner vertrieben. Indem der Böse sich in seiner wahren Gestalt zeigte, sprang er über einen Felsen und verschwand für

immer aus der Gegend. Noch sieht man den Eindruck, welchen unten sein Fuß beim Sprunge im Steine hinterlassen und jene Höhle, in welche er sich geflüchtet; der Felsen wird aber noch bis zum heutigen Tage die „Kanzellay" genannt. (Matthieur, Köln-Aachener Eisenbahn.)

Die drei Tommen bei Lonnig.

Etwas südlich vom Kamillenberge, rechts an der Staatsstraße von Polch nach Coblenz und von allen Seiten sichtbar, liegen drei Hügel, bekannt unter dem Namen: „die drei Tommen."

Ueber ihre Entstehung berichtet die Volkssage also: Drei Nonnen aus dem ehemaligen, eine halbe Stunde von den Tommen entfernten Kloster in Lonnig, wollten sich der Klosterordnung nicht fügen, indem sie, stolz auf ihre vornehme Herkunft, die andern Schwestern in den häuslichen Arbeiten nicht unterstützten. Sie wurden deßhalb aus dem Kloster verwiesen. Bald aber erkannten sie ihr Vergehen und von Reue darüber ergriffen, beschlossen sie, an der Gränze der Klostergüter ein Werk der Buße zu verrichten und damit so lange fortzufahren, bis man, von ihrer Sinnesänderung überzeugt, sie wieder aufnähme. Das Werk der Buße aber, welches sie sich selbst auferlegt hatten und auch vollführten, bestand darin, daß sie auf der Haide mit ihren zarten Händen Erde ausgruben und dieselbe in ihren Schürzen an drei verschiedenen Stellen zusammentrugen. So entstanden die drei Hügel, von welchen jede der drei Nonnen einen zusammentrug.

Das Wilmsgrab.

Auf einem Berge bei Bruch befindet sich eine Stelle, welche das „Wilmsgrab" heißt. Hier wurde in alten Zeiten ein Fuhrmann von Mördern überfallen, erschlagen und an derselben Stelle begraben. Man hörte aber darauf an der Stelle es rufen: „Ab! ab! ab!" und dabei streckten sich drei Finger aus dem Grabe. Hieraus entnahm man, daß dem Erschlagenen eine andere Grabstätte zukomme und begrub seine Leiche auf dem Kirchhofe zu Bruch.

„Der todte Krieger."

Vor der Stadt Prüm, in der Nähe des „Wendelshäuschens", d. i. eines dem heil. Wendelinus geweihten Heiligenhäuschens, befindet sich ein Hügel, welcher „der todte Krieger" genannt wird. Diese Benennung erhielt er deßhalb, weil während des dreißigjährigen Krieges daselbst schwedische Soldaten, die in Prüm gestorben waren, begraben wurden.

Das Gericht.

Auf einem Hügel der Laufelder Haide, das „Gericht" genannt, stand ehemals ein Galgen. Da derselbe durch Alter unbrauchbar geworden war, ließ der Graf von Manderscheid, der Gerichtsherr daselbst war, einen neuen durch einen Zimmermann errichten. Die Leute sagten zu dem Baumeister, er solle sich in Acht nehmen, daß er nicht selbst an den Galgen komme. Und wirklich traf es sich zu, daß dieser Zimmermann, indem er Korn von einem gräflichen Speicher gestohlen hatte, der Erste war, der an diesen Galgen gehängt ward. Er war aber auch zugleich der Letzte, welcher in der Gegend gehängt wurde.

Der Burgring.

In dem nordöstlich von Prüm gelegenen Walde Tatenbüsch befindet sich eine Anhöhe, welche der „Burgring" genannt wird. Daselbst stand nach der Sage eine Burg, in welcher der Kaiser Carl, wenn er in Prüm anwesend war, wohnte.

Das Marterthal und Königsthälchen.

Auf dem Wege von Deckweiler nach Renzen kommt man zwischen zwei Thälchen hindurch, wovon das eine das Marter- und das andere das Königsthälchen genannt wird. Oben am Königsthälchen, am Wege nach Reichen, befinden sich mehre altdeutsche Grabhügel *), welche Stelle „am Taufsteine" genannt

*) Vor ungefähr 30 Jahren wurden mehre dieser Hügel, und zwar die höchsten, eröffnet. Man fand in denselben Särge von s. g. Mühlenstein (porösem Basalt), welche 2 Fuß lang, 2 Fuß breit und 2 Fuß hoch waren. Die viereckige Vertiefung derselben enthielt Asche

wird. Im Marterthale fand nach der Volksüberlieferung in uralter Zeit ein sehr blutiges Treffen statt. Der König des siegenden Theiles hatte im Königsthälchen sein Zelt aufgeschlagen und die Gefangenen wurden dahin geschleppt und „am Taufsteine" umgebracht.

Der Mordhügel.

Dicht an der Straße, welche von Rohn nach Adenau führt, befindet sich ein Hügel, welcher eine altdeutsche oder römische Begräbnißstätte war. Denn als derselbe vor mehreren Jahren an einer Stelle aufgegraben wurde, fand man viele Urnen darin. Seinen Namen soll derselbe daher entlehnt haben, weil in früherer Zeit bei ihm ein Galgen stand. Wie Andere aber berichten, fand in der Nähe desselben, an der Stelle der „Klöpphecke" (Schlägehecke) ein sehr blutiges Treffen statt, und die Asche der hier Gemordeten wurde in dem Hügel beigesetzt und dieser deßhalb „Mordhügel" genannt.

XIII.

Gewässer.

Der Weinfelder See und Falchertsborn.

Eine halbe Stunde von dem Kreisstädtchen Daun entfernt erhebt sich der Mäuseberg, ein erloschener Vulkan, welchem drei See, vom Volke Maare genannt, ihr Dasein verdanken. Der mittlere dieser See liegt auf der Höhe des Berges und in seiner Nähe, auf dem nördlichen Walle, steht eine uralte, dem heil. Martinus geweihte und von einem Friedhofe umschlossene Kirche. Eine Viertelstunde von diesem See entfernt, in einem nord-

---

und Knochen. Neben diesen Särgen fand man ein Schwerdt. In einem der kleinern Hügel, welche sich bei den größern befinden, fand man eine gläserne Urne, worin ebenfalls Asche und Knochen waren und eine alte unleserliche Münze.

westlich gelegenen Thale, befindet sich ein Born, der „Falchertsborn" genannt. Ueber diesen See und diesen Born berichtet nun die Volkssage folgendermaßen:

Wo jetzt das Weinfelder Maar, da stand einst ein Schloß, welches ein Graf mit Frau, Kind und Dienerschaft bewohnte. Des Grafen Frau aber war den Armen sehr unhold und trat das Brod lieber mit Füßen, als daß sie es Hungrigen reichte. Eines Tages, es war im Winter, ritt der Graf, von einem Diener begleitet, aus; er bemerkte nicht ferne von dem Schlosse, daß ihm seine Handschuhe fehlten. Der Diener sollte daher zum Schlosse zurückreiten und dieselben holen. Aber wie fand er da Alles verändert! — Das Schloß war verschwunden und an die Stelle, wo dasselbe gestanden, war ein Gewässer von unergründlicher Tiefe getreten. Alle, welche sich in dem Schlosse befanden, Frau und Dienerschaft, hatten ihren Untergang gefunden; nur des Grafen Kind, ein Säugling, schwamm wohlerhalten in seiner Wiege auf dem See dem Ufer zu.

Als der Diener dem nicht ferne harrenden Herrn diese Schreckenskunde brachte, wollte dieser derselben keinen Glauben schenken und sprach: „Das ist so unmöglich, als daß mein „Falchert", worauf ich sitze, hier aus dem Boden einen Born scharrt. Doch der Graf hatte das kaum gesprochen, sieh', da scharrte das Pferd und hervor sprudelte der Born, welcher heute noch der „Falchertsborn" genannt wird.

Auch sagt man, wenn der Himmel hell sei und kein Lüftchen den Wasserspiegel des See's in Bewegung setze, könne man die Mauern des Schlosses in der Tiefe wahrnehmen. In der Kirche aber, welche am Rande dieses Gewässers einsam steht, soll noch nie eine Spinne oder ein Gewebe derselben gefunden worden sein, weil der Ort ein gar heiliger sei.

Auch beobachtet der Landmann im Frühjahre den Wasserstand des See's, wie das auch beim „Pulvermaar" der Fall ist, wo dann ein hoher Wasserstand für eine Vorbedeutung eines nicht gesegneten, ein niederer Wasserstand hingegen als eine Vorbedeutung eines gesegneten, fruchtbaren Jahres angesehen wird.

Der Schäfer am Pulvermaar.

An einem Tage im Frühjahre verlassen die Anwohner des Pulvermaars ihre ländlichen Wohnungen und umziehen betend

und singend diesen See. Einst, so verkündet die Sage, war dieser fromme Umgang aus Lässigkeit unterblieben; da wurde das Wasser in seinem tiefen Kessel unruhig, wallte auf und begann sich zu heben mehr und mehr, so daß es drohte den umgebenden hohen Wall zu überfluthen und die Thalbewohner zu ersäufen. Ein Schäfer, der in der Nähe seine Heerde weidete, gewahrte das und nahm, da er die Ursache des erzürnten Gewässers ahnte, aber des Kreuzes und der Fahne ermangelte, vom Haupte den Hut, steckte denselben auf seinen Schäferstab und umzog betend und singend und gefolgt von seinen Schafen, den tobenden See. Und sieh', dieser fing an, sich zu besänftigen, sank immer mehr und mehr, und als der fromme Hirt zur nämlichen Stelle, von welcher er ausgegangen, zurückgekehrt war, erblickte er den Wasserspiegel ruhig, wie er an Tagen sich zeigt, wo kein Lüftchen sich regt. Das aber, so schließt die Sage, geschah zur Warnung, daß nimmermehr unterbliebe, was man seit undenklichen Zeiten andächtig gepflegt.

Die Fische im See zu Uelmen.

„Im Maar zu Uelmen ist ein Fisch, wie Viele gesehen haben, dreißig Schuh lang und ein anderer acht Schuh lang, welche die Gestalt von Hechten haben. So sie sich sehen lassen, stirbt gewiß ein Ganerb des Hauses Uelmen, sei es Mann oder Frau; das ist oft bewährt und erfahren worden." (Sebast. Münster, Cosmogragh, S. 720.)

* Zum Beweise für die Volksmeinung, daß die See der Eifel miteinander unterirdisch in Verbindung ständen, führt man an, man habe einst einen Hecht mit einer Schelle versehen und ihn so in's Uelmener Maar gesetzt, welcher später im Laacher See gefangen worden sei.

Die Maarfrau.

Der nördliche Wall des Maares zu Uelmen ist in einer Länge von 600 Fuß unterirdisch durchbrochen, um das in dem runden Kesselthale, dem sogenannten großen Weiher, aufgefangene Wasser in das Maar zu leiten und bei trockener Witterung zum Betriebe mehrerer unterhalb Uelmen gelegener Mühlen zu gebrauchen. Am nördlichen Theile dieses Wasserganges befindet

sich, etwa 50 Schritte vom Eingange entfernt, linker Hand eine Stelle, wo man bei der Anlegung des Tunnels wahrscheinlich die Richtung verfehlt hatte, das „Kämmerchen" genannt. Da sitzt nun eine Frau ohne Kopf, welche immerfort spinnt. Man sagt, sie habe sich zur Zeit eines Krieges oder bei irgend einer andern Drangsal der Rettung wegen dorthin geflüchtet und sei von einem Meuchelmörder daselbst umgebracht worden, indem er ihr den Kopf abgehauen habe.

Der Laacherse e.

An der Stelle, wo jetzt in waldumkränztem Bergkessel der Laacher See liegt, stand in grauer Vorzeit eine stattliche Veste. Da aber ihre Bewohner ein ruchloses Leben führten, wurden sie mit der Veste von der Erde verschlungen und den tiefen Abgrund füllten Gewässer aus. Deßhalb vermag auch kein Vogel über den See zu fliegen, ohne seinen Tod zu finden. — Wie Andere erzählen, stand hier ein Kloster, welchem der unsittliche Wandel seiner Bewohner den Untergang brachte. Darum tönt's denn auch mitternächtlich aus dem See herauf wie Chorgesang.

Die Raubritter am Laacherse e.

In der Nähe des Laachersee's hauste ein Ritter, dem nichts heilig war. Er spottete über die Religion und ihre Diener; plünderte Kirchen und Klöster; that den Jungfrauen, die er auf seinen Streifzügen traf, Gewalt an; nahm den Hirten das Vieh von der Weide weg und war so der Schrecken der Gegend manches lange Jahr. Da alle Ermahnungen zur Besserung bei diesem Frevler fruchtlos geblieben waren, that der heilige Vater ihn in den Bann, um das letzte Mittel zu seiner Bekehrung zu versuchen. Allein statt sich zu bessern, sann der Ritter von nun an nur noch mehr darauf, wie er an Priestern und Mönchen seine Rache kühlen möchte. Er sandte deßhalb einen Diener in das Kloster Laach, der die Kunde überbrachte, der Ritter liege todtkrank in seiner Burg darnieder und wünsche nichts sehnlicher, als daß der Abt des Klosters und die Brüder zu ihm in seine Burg kämen, um ihn mit Gott und der Welt zu versöhnen und für seine arme Seele, die bald vor Gottes Gericht erscheinen müßte, zu beten.

Der Abt und die Brüder des Klosters freuten sich, daß endlich die Stunde gekommen sei, wo der Frevler zur Besinnung und Buße gelangt sei, und fuhren sogleich in einem Schlitten über den eben zugefrornen See zur nahen Burg. Da kam ein Diener ihnen entgegen gelaufen und verkündete: des Ritters Reu' und Sehnen sei nur Trug und List; er wolle sie insgesammt morden. Sie sollten daher, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, fliehen, doch auch ihn mitnehmen, sonst sei es um ihn geschehen! — Die Mönche eilten rasch zum Schlitten und suchten eiligst wieder das Kloster zu erreichen. Wie der Ritter aber vom Schlosse aus dieses gewahrte, sprengte er pfeilschnell mit seinen Spießgesellen herunter und sie verfolgten die Fliehenden mit geschwungenen Schwertern. Der Schlitten entfloh zwar schnell, aber schon schwang der Ritter über dem Haupte des Abtes sein Schwert, so daß sich derselbe sicher getroffen glaubte. Doch wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Eben, wie der Schlitten Land gefaßt hatte, brach die Eisdecke unter den Rossen der Verfolger — und die grundlose Tiefe ward ihr Grab.

Die „Wölbertsborne".

Der heilige Willibrord, welcher als Glaubensbote aus Norwegen und Schweden kam, ließ sich zu Lommersweiler, unweit St. Vitt, nieder und lehrte eine Zeitlang daselbst. Er grub selbst allda einen Brunnen, den man heute noch „Wölwertsborn" nennt. Das Wasser des Brunnens wird zur Abwaschung des „Wöllfeuers" (wilden Feuers, eines Hautausschlages) gebraucht.

Der Heilige wanderte weiter in die Gegend von Prüm und baute, wo das Dörfchen Wolwert steht, ein Häuschen. Von da ging er weiter nach Weinsheim und baute daselbst ebenfalls ein Häuschen, heute noch „Wolwerts" genannt. Auch hier grub er sich selbst einen Brunnen, bekannt unter dem Namen „Wolwertspütz". Man schöpft ebenfalls daraus Wasser zur Abwaschung des „Wöllfeuers".

Der St. Edeltrudisbrunnen.

Einige hundert Schritte von dem Dorfe Niederöfflingen (Kr. Wittlich) nach Osten hin, befindet sich der St. Edeltrudis-

brunnen. Hierhin hatte sich die Heilige, deren Vater König der Ostangeln*) in England war, in die Einsamkeit zurückgezogen, um, von der Welt ganz getrennt, in freiwilliger Armuth zu leben und Tag und Nacht des Herrn Lob mit ihren frommen Gefährtinnen zu singen. Ihr Begleiter war der heilige Wilfried. Als es nun der Behausung der Heiligen an Wasser mangelte, stieß der heilige Wilfried mit seinem Stabe in die Aschgrube und aus derselben quoll ein Born. Das Wasser desselben hatte eine aschgraue Farbe, welche es auch heute noch hat. Am Feste der Heiligen (23. Juni) wallen viele Leute der Umgegend nach dem Orte, und das Wasser des Brunnens wird von Solchen, welche an den Augen leiden, gebraucht, um selbe damit zu waschen und zu heilen.

Der St. Goarsborn.

Der heil. Goar war von seinen Feinden bei dem Bischofe von Trier verleumdet worden und sollte daher vor diesem erscheinen, um sich zu verantworten. Die Häscher, welche ihn am Rheine ergriffen hatten, waren mit ihm bis zu dem Orte Hetzerath (Kr. Wittlich) gekommen und wurden, da es sehr heiß war, von brennendem Durste gequält. Der Heilige hatte Mitleid mit ihnen, und obgleich sie ihn hart behandelten, wollte er doch ihnen Gutes mit Bösem vergelten. Er stieß seinen Stab in die Erde und auf der Stelle quoll reichlich Wasser hervor, so daß jene ihren Durst nach Lust löschen konnten. Der so entstandene Born enthielt deßhalb den Namen St. Goarsborn und behielt denselben bis zur jüngern Zeit, wo man ihn seines weichen Wassers wegen, das sich zum Kochen der Hülsenfrüchte besonders geeignet erwies, „Erbesborn" zu nennen begann.

Der St. Severusborn.

Als man die Steine zum Baue der Kirche zu Münstermaifeld vom Hatzenporter Berge herbei führte, liefen zwei Zugochsen, von Durst gequält, eine Strecke von der Kirche weg und scharrten mit den Füßen, und sieh, aus dem Boden quoll der St. Severus-Born hervor.

*). In der Nähe von Niederöfflingen befindet sich eine Stelle im Walde, an der sich noch Spuren von Gebäuden vorfinden, „Angelseifen" genannt.

Die Hungerpützen.

Diese Quellen befinden sich in einem kesselförmigen Thale zwischen Vellen und Hüngersdorf. Sie sollen in trockenen Jahren am stärksten fließen, weßhalb denn auch das Fließen derselben von den Landleuten beobachtet und aus demselben auf die Witterung des Jahres geschlossen wird.

Die warme Quelle zu Berterich.

Oberhalb der Stelle, wo diese Quelle jetzt gefaßt ist, befindet sich in der „Sandrutsch" eine Höhle, in welcher der Einsiedler Bertericus gewohnt hat. Derselbe war mit der Gicht behaftet und versuchte es, da er die warme Quelle entdeckte, sich vermittelst derselben von jener zu befreien. Da der heilige Mann an sich die Heilkraft der Quelle erprobt, machte er dieselbe Andern kund, und von dieser Zeit an wurde sie von Kranken und Preßhaften benutzt.

Der zugeworfene Brunnen.

In alter Zeit bestand in dem Burgflecken Gerolstein ein eigenes Gericht, welches über Leben und Tod erkannte. Ein eines schweren Verbrechens beschuldigter Mann war von den Räthen dieses Gerichtes für schuldig erklärt und zum Tode mit dem Beil verurtheilt worden. Der zum Tode Verurtheilte betheuerte auf der Richtstätte abermals seine Unschuld und sprach: „So wahr bin ich unschuldig als mein Haupt, sobald dasselbe von meinem Rumpfe getrennt ist, in diesen Brunnen da springen und sein Wasser rötben wird." Ein zum Blutgericht gehörendes Rathsmitglied meinte, das sei ein albernes Gerede, worauf der Verurtheilte entgegnete: „Gerolstein ist rathsarm und wird rathsarm bleiben."

Als das Haupt des Verurtheilten gefallen war, bewegte sich dasselbe in hüpfenden Sätzen dem Brunnen zu, bob sich in einem Bogen über die Einfassungsmauer desselben und verschwand in seiner Tiefe. Das Volk bekannte laut die Unschuld des Hingerichteten, und da Niemand beherzt war in den Brunnen hinabzusteigen, um das Haupt emporzuholen, wurde derselbe, indem man so sein Wasser verschmähte, zugeworfen. Ueber der Stelle aber errichtete man ein großes hölzernes Crucifix.

Der Krambeterborn.

In dem Orte Heidweiler quillt eine sehr mächtige Quelle hervor, welche der „Krambeterborn" genannt wird und in folgender Weise entstanden sein soll. In dem über eine Stunde entfernten Orte Schimmel wollte man einen Brunnen graben. In der Tiefe traf man auf einen Felsen, unter welchem man das Wasser mächtig rauschen hörte. Um diesen Felsen zu durchbrechen, nahm man eine starke Buche, versah dieselbe am untern Ende mit einem eisernen Keile und durchstieß vermittelst derselben den Felsen. Da quoll aber in solcher Menge das Wasser hervor, daß es den Ort Schimmel zu überfluthen drohte. Man bewältigte dasselbe durch Quecksilber, welches man in die Oeffnung des Brunnens brachte. An dieser Stelle nun bewältigt, drang es in dem Orte Heidweiler aus der Erde hervor und bildete den „Krambeterborn". Um sich aber zu überzeugen, ob dem wirklich so sei, setzte man eine Ente mit ihren Jungen in die Oeffnung des Brunnens zu Schimmel und dieselbe kam wirklich im „Krambeterborn" zu Heidweiler mit ihren Jungen wieder zu Tage.

Der Weiberstellbrunnen.

Am Alfbache, oberhalb Bausendorf und in der Nähe der Hinzerather Mühle, befindet sich ein Brunnen, welcher vorzügliches Wasser hat und obigen Namen führt. Diesen Namen erhielt derselbe deßhalb, weil eine Frau aus Hinzerath, als der Ort an der Pest ausstarb, sich an denselben „stellte" und todt hungern ließ. Sie ward daselbst todt und noch an einer Hecke *stehend* gefunden.

Der Fischkönig.

Vor vielen Jahren hatte sich ein Bursche aus Wallporzheim unter der „bunten Kuh" eine Stelle zum nächtlichen Fischfang erkoren. Nicht selten ließ sich die lustige Brut von seinem Netze bethören, und reich war seine Beute. So saß er auch einst in stiller Mondscheinnacht am Ufer und sah, wie die Fischlein schäkernd seine Angel umspielten; aber sein Hoffen und Harren war umsonst. Schon schickte er sich zum Heimwege an, da schnappte ein schöner Fisch die Angel und flugs war er am

Ufer und im Sacke des Fischers, der jetzt wieder neuen Muth faßte. Kaum hatte er aber seinen Köder wieder ausgeworfen, da erklang aus der Höhe des Felsen eine Stimme: „Einaug, wo bist du?" Und horch! aus seinem Sacke antwortete es: „In Peterchen's Sack." Wie vom Blitze getroffen, ließ er Angel und Sack fahren, und floh nach Hause. — Ein unwiderstehliches Etwas zog ihn aber von diesem Augenblicke nach der Uferstelle, ohne jedoch je wieder zu fischen. Man sah ihn hier oft lauschend sitzen, und er verstand, wie alte Leute erzählten, die Sprache der Fische. Eines Morgens aber war er verschwunden, die Fische hatten ihn hinab in die Tiefe gezogen. Seine Mütze lag auf der Felsplatte. In stillen Mondnächten und in wilden Stürmen wollen ihn die Fischer nackt, jugendlich frisch, mit Schilf und Wasserpflanzen geschmückt über den Wogen schwimmen gesehen haben, umgaukelt von hunderten von Fischen. Sahen sie ihn mit freundlichem Gesichte, dann war des Fischfangs Mühe umsonst; waren seine Züge aber ernst und streng, dann schienen die Fische in der Fischer Netz Schutz gegen den strengen Herrn zu suchen. (Ernst Weyden, a. a. O. S. 140.)

XIV.

Burgen und Schlösser.

Der Ritter von der Entersburg.

Ungefähr eine Stunde oberhalb Bertrich liegt am Uesbach eine mit Wald bedeckte Anhöhe, welche die Trümmer einer alten Feste trägt. Hier war es, wo, wie die Sage berichtet, in alter Vorzeit einer jener Ritter hauste, die Stege und Wege umlagerten, die Wanderer plünderten und vom Raube lebten. Einer der Edeln der Umgegend, welcher gleichzeitig lebte, hatte sich das Vornehmen gemacht, den Raubritter auf seinen Streifzügen aufzuheben und so ihm das Handwerk zu legen. Allein dieser, hiervon benachrichtigt, ersann eine List, wodurch er stets Denen entging, welche seine Spur aufsuchten und verfolgten und ihm

und seinen Gesellen nachstellten. Er ließ nämlich seinem und seiner Gefährten Rossen die Eisen verkehrt auf die Hufe nageln und so zeigten die Tritte derselben stets die entgegengesetzte Richtung, welche die Reiter genommen hatten. Nachdem man sich so längere Zeit vergeblich bemüht hatte, des Raubritters habhaft zu werden, wurde beschlossen, seine Burg zu belagern, auszuhungern und zu zerstören. Eine Zeitlang hielt die Besatzung der Entersburg die Belagerung aus; doch da ging der Vorrath an Lebensmitteln auf und der Hunger zwang zur Uebergabe. Jetzt erschien die Burgfrau auf der Ringmauer der Veste und sprach zu den Belagerern: „Euch sei das Schloß übergeben und anheimgestellt mit demselben und Allem, was darin ist, nach Belieben zu schalten, wenn ihr mir gestattet, frei auszuziehen und so viel mitzunehmen, als ich in einer Manne (Korb) auf meinem Kopfe davon zu tragen vermag." Der Antrag ward angenommen, es öffneten sich alsbald die Thore des Schlosses und die Burgfrau schritt mit einer Manne auf dem Kopfe durch die feindlichen Krieger ungehindert hindurch. Während nun diese in das Schloß eindrangen und Alles niederhieben, was sie von Mannschaft trafen, erreichte jene das nahe und mit dichtem Gesträuch bewachsene Thal; die Manne aber, welche sie auf dem Kopfe trug, barg ihren Gemahl und Beide rettete die Flucht. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit, so schließt die Sage, wurde das der Entersburg nahe gelegene Thal das „Mannethal" genannt und trägt noch heute diesen Namen.

Der Burgherr von Zeltingen.

In der Burg zu Zeltingen, auf der nahegelegenen „Michelslay" und auf „Burgkopf" bei dem Orte Neuerburg im Kreise Wittlich wohnten drei Brüder. Der Herr in der Burg zu Zeltingen sah aus dem Fenster seiner Wohnung seine beiden Söhne auf der zugefrornen Mosel Schlittschuh laufen und miteinander in eine „Luhne" (Oeffnung im Eis) fallen. Er sprach zu seiner Gemahlin: „Was folgt auf Kreuz und Leid?" Sie erwiderte: „Geduld!" „So müssen wir Geduld haben," fügte er hinzu, „unsere beiden Söhne sind in die Mosel gefallen und ertrunken." —

Beide härmten sich über ihren unersetzlichen Verlust so sehr, daß sie bald darauf starben. Der Herr in Zeltingen verordnete,

daß nach seinem und seiner Gemahlin Ableben seine beiden Brüder während ihres Lebens die Nutznießung seiner Güter haben, diese aber nach ihrem Tode an die Eingesessenen ihrer Herrschaften gegen einen bestimmten, geringen Preis als Eigenthum übergeben sollten. Das so gewonnene Geld aber sollte zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet werden.

Das Schloß Dodenburg.

Ein in den Waffen geübter Ritter, dessen Name jedoch unbekannt ist, unternahm es, zwischen Wittlich und der Hetzeratber Haide, eine halbe Meile nach Westen von der beide Orte durchlaufenden Landstraße entfernt, eine Burg zu bauen. Der großartige Bau stand in einem halben Jahre bereits unter Dach und Fach, da des Ritters Vasallen und Hörige der ganzen Umgegend ohne Unterlaß an demselben arbeiten mußten. Im folgenden Maimonate ließ der Zwingherr mehrere Gemächer der Burg ausarbeiten, um in denselben den befreundeten Rittern und Herren der Umgegend ein festliches Mahl zu veranstalten. Es erschienen bei demselben die Grafen und Ritter von Cronenburg, Castell, Kirchberg, Simmern, Tomberg, Rabenstein, Falkenstein, Manderscheid und Abgesandte von Marienburg. Die Grafen und edelen Herren, welche sich mit dem Gastgeber erst nach Mitternacht zur Ruhe begaben, weckte am Morgen die Schreckenskunde, der Gastgeber sei todt! Ein Diener hatte denselben nämlich am Morgen todt im Bette gefunden. Die in tiefer Trauer scheidenden Grafen und Ritter nannten deßbalb die Burg „die Todtenburg".

Der Garten zu Dodenburg.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts raffte die Pest, der schwarze Tod genannt, eine große Menge Menschen in Städten und Dörfern weg. Nur Dodenburg und dessen nächste Umgebung blieben von der Seuche verschont. Die Kurfürsten von Trier, Mainz und Köln zogen sich daher hierhin zurück. Außer diesen kamen dorthin Freunde und Bekannte aus den drei Diözesen. Während sich die Kurfürsten daselbst aufhielten, wurde eine große Strecke einer in der Nähe des Schlosses liegenden Wildniß in einen Garten umgeschaffen, mit Obstbäumen und

Weinreben bepflanzt und mit Alleen und einem Gartenhause versehen.

Sobald die frohe Kunde von dem Aufhören der Pest auf der Burg erscholl, wurde die Rechnung über die Ausgaben, welche diese Anlage verursacht, vorgelegt, woraus sich ergab, daß darüber neunundneunzig Fuder Wein getrunken worden waren. Beim Abschiedsmahle, dem alle Diener des Schlosses, vom geringsten bis zum ersten beiwohnen mußten, wurde das hundertste Fuder Wein getrunken, worauf sich die Fürsten bis zum fürstlichen Schlosse in Wittlich begleiteten und von da auf drei verschiedenen Wegen in ihre Residenzen sich begaben.

Das verschleierte Bild im Schlosse zu Oberkayl.

In der Burg zu Oberkayl lebte Cäcilia, die einzige Tochter des Grafen, wegen ihres Seelenadels und ihrer leiblichen Schönheit weit und breit bekannt und geschätzt. Viele Ritter aus der Nähe und Ferne warben um ihre Hand; wer aber ihr Gemahl werden sollte, mußte drei vorzügliche Eigenschaften besitzen, welche eine verschleierte Tafel im Ahnensaale angab. Die um Cäcilien's Hand werbenden Ritter kamen in Oberkayl zu einem Tournier zusammen, und als schon viele Speere und Lanzen gebrochen im Sande lagen, sprengte ein Ritter in schwarzer Tracht, mit rother Schärpe und goldnem Schilde auf die Wahlstatt und verließ dieselbe als Sieger. Die Tafel in dem Ahnensaale wurde hierauf entschleiert und auf ihr las man: „Jung, fromm und tapfer.“ Der siegreiche Ritter besaß wirklich diese Vorzüge und ward Cäcilia's Gemahl.

Der getheilte Trauring.

Ein Burggraf von Oberkayl, welcher mit den Kreuzrittern in's Morgenland zum Kampfe gegen die Ungläubigen zog, verlangte bei seinem Abgange von seiner Gemahlin den Trauring und brach denselben in zwei Theile. Den einen Theil gab er ihr mit dem Gebeiß, ihn wohl zu bewahren; den andern Theil nähte er in den Aermel seines Rockes ein. Der Graf wurde im Morgenlande von den Türken gefangen, und da man lange Zeit nichts von ihm gehört hatte, veranlaßte ein andrer Ritter, der die Gräfin heirathen wollte, daß die Kunde aus dem fernen

Lande erscholl, der Graf sei in der Gefangenschaft gestorben. Dem um die Hand der Gräfin werbenden Ritter gelang es so, daß sie ihm die Ehe zusagte und der Hochzeitstag bestimmt wurde.

Der Burggraf von Oberkayl aber, welcher in der Gefangenschaft das Gelübde gethan hatte, er wolle, wenn er nochmals in seine Heimath käme, daselbst ein Kirchlein zu Ehren der vierzehn Nothhelfer erbauen, lag eines Morgens, als er erwachte, mit seinen Fesseln in einem Walde in der Nähe seiner Burg. Er wußte aber nicht, wo er sei, und fragte deßhalb einen Kuhhirten, was das für eine Gegend wäre, in der er sich befände. Der Hirte antwortete ihm: „Ihr seid in der Nähe von Oberkayl; da unten im Thale liegt dasselbe.“ „Ist nicht da eine Burg,“ fragte der unbekannte Herr weiter, „und wohnt nicht ein Graf darin?“ „Ja,“ entgegnete der Hirte, „eine Burg ist da, aber der Graf ist in den Krieg gezogen und gestorben; seine Gattin beirathet einen andern Ritter und eben heute ist der Tag der Hochzeit.“ Der Fremde versprach dem Hirten ein schönes Trinkgeld, wenn er mit ihm zur Burg nach Oberkayl gehen würde, und jener willigte ein, da der Beihüter die Herde unterdessen überwachen sollte. Als sie zur Burg kamen, schickte der Fremde den Hirten in die Burg und ließ der Gräfin sagen, es sei Jemand da draußen, der noch mit ihr sprechen müßte, ehe sie zur Kirche gehe. Die Dienerschaft wollte den Hirten nicht zur Gräfin lassen, da derselbe aber nicht abweichen wollte und laut verlangte zur Gräfin geführt zu werden, hörte diese den Zank und kam, um zu sehen, was da vorgehe. Als sie des Hirten Auftrag vernommen, hieß sie den Fremden sogleich vor sich erscheinen. Dieser sprach zu ihr: „Als ihr Gemahl, der Graf, in das ferne Land zum Kriege zog, da brach er ihren Trauring in zwei Theile und hieß sie den einen Theil sorgfältig bewahren. Habt ihr die erhaltene Hälfte noch zur Stunde?“ „Ja,“ entgegnete die Gräfin, „den mir anvertrauten Theil des Ringes habe ich bis zur Stunde als das werthvollste Kleinod des Schlosses bewahrt, um euch davon zu überzeugen, sollt ihr denselben sogleich sehen.“ Die Gräfin eilte in's Schloß und kehrte mit der Hälfte des Ringes flugs zurück. Der Fremde nahm die Hälfte des Ringes, fügte die andere dazu und reichte beide der Gräfin mit den Worten: „Nun sind wir wieder verbunden, wie wir's waren, ehe ich den Ring brach und von hier

schied!" — Der Bräutigam und die zahlreichen Hochzeitsgäste aber wußten nichts eiliger zu thun, als sich aus dem Staube zu machen; der Graf aber erfüllte, was er gelobt und ließ die Kirche Frohnert, die heute noch stehet, erbauen und prachtvoll ausschmücken.

Ritter Kuno von Malberg.

Ritter Kuno gehörte zur Zahl der Raub- und Raufritter und war daher in der ganzen Gegend ein gefürchteter Mann. Als er viele Jahre sein Unwesen getrieben, kam er in einer mondhellen Nacht, eben auf einem Raubzuge, in einen in Nähe des Klosters Himmerod gelegenen Wald. Da vernahm er nun bei der nächtlichen Stille den Chorgesang der Mönche, welcher sein Herz wundersam erregte und seinen Geist in ernste Gedanken versenkte. „Ach," sprach er bei sich, „wie friedlich und selig fließt das Leben dieser Mönche dahin; wie streitvoll, feindlich und unmuthvoll ist dagegen das meinige! Wohl möchte ich mein Leben und Treiben vertauschen mit dem der Mönche in diesem Kloster da; umkehren möchte ich von meiner bösen Bahn und wandlen fortan auf einer bessern und Gott wohlgefälligen. Aber das ist ebenso unmöglich, als daß ich mit meinem Rosse diese dicke Buche, die da vor mir steht, durchreite." — Und siehe, in demselben Augenblicke theilte sich die Buche in zwei feurige Hälften und Roß und Ritter setzten durch den glühenden Spalt hindurch. —

Kuno's Entschluß war nun gefaßt; er stieg sofort von seinem Rosse, legte Waffen und Rüstung ab und eilte dem nahen Kloster zu. Wie er nun an dessen Pforte mitternächtlich anpochte und der Pförtner seinen Namen vernahm, befiel ihn Furcht und Schrecken und es währte lange, ehe er sich entschließen konnte, dem Ritter das Thor zu erschließen. Erst nachdem Kuno wiederholt und feierlich betheuert hatte, daß er nicht als Ritter und Räuber, sondern als Büßer komme, der sich gerne den niedrigsten und verdemüthigendsten Diensten unterwerfen wolle, öffneten ihm die Brüder das Klosterpförtchen. Der Ritter fand so im Kloster Aufnahme und hielt treu sein Wort. Mehre Jahre hütete er daselbst die Schweine, flehte fort und fort zu Gott um Gnade, bat die Brüder für ihn zu beten und Jeder erbaute sich an seinem frommen Wandel.

Nachdem Kuno mehre Jahre in solchen Bußübungen verbracht hatte, starb er im Kloster. Sein letzter Wille war, daß sein sämmtliches Gut unter die Armen vertheilt werden, und der ihm zugehörige und in der Nähe des Klosters gelegene „Kuno-Wald" letzterm als Eigenthum anheimfallen sollte.

Das Rackenbacher Männchen.

Zwischen Meisburg und Seinsfeld, im Oberkailer Walde, findet man an der Rackenbacher Wiese altes Gemäuer, welches bekundet, daß daselbst einst ein umfangreiches Gebäude gestanden habe. Hier hauste einst der Ritter von Rackenbach, ein eingefleischter Teufel und der Schrecken der Umgegend. Seine Tochter Ada war ebenso gut, als er böse und das Ebenbild ihrer Mutter, die schon lange der Gram unter die Erde gebracht hatte. Der junge Herr Idler von Meisburg, welcher sich Ada zu seiner Gemahlin auserkoren, hatte mit derselben verabredet, daß er sie an einem bestimmten Tage um Mitternacht in Rackenbach abnehmen und nach Meisburg bringen würde. Kaum aber hatte Ada mit dem Herrn Idler die Burg Rackenbach verlassen, als auch schon der Burgherr davon Kunde erhielt und wuthschnaubend mit mehreren Knappen den Fliehenden nachsetzte. Bald waren dieselben eingeholt und es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. Ada's Vater sank bald von Idlers Speer durchbohrt todt zur Erde und die Knappen ergriffen die Flucht. Aber auch Ritter Idler hatte viele Wunden davongetragen und es währte nicht lange, so hauchte auch er sein Leben aus. Darüber grämte sich Ada so sehr, daß sie vier Monate darauf ebenfalls eine Leiche war.

Kommt der Wanderer nächtlich an den Steinhaufen der Rackenbacher Burg vorbei, so vernimmt er nicht selten lautes Pochen, Hundegebell, Stöhnen und Röcheln, wie von Gemordeten. Manchmal vertritt auch ein kleines feuriges Männchen ihm den Weg; zuweilen auch sprengt dasselbe auf einem schwarzen Rosse vorbei, gefolgt von vielen schwarzen Berittenen, bis zu dem Rackenbacher Brunnen, wo zwei weiße Gestalten mit Schwertern dasselbe am weitern Vordringen behindern. Darauf versinkt das Männchen in dem Gemäuer des Rackenbacher Hofes, von Flammen und Rauch umgeben, unter fürchterlichem Getöse.

Die Gräfin von Eulbach.

Auf dem zwischen Birresborn und Kopp gelegenen Eulbacher Hof lebte in der Vorzeit ein reicher Graf. Der Vikar in Birresborn durfte sogar den Gottesdienst nicht eher beginnen, bis man die „Bellen" (Schellen) an dem Wagen des Grafen, der auf dem noch heute sogenannten „Kutschenwege" herangefahren kam, in Birresborn vernahm. Der Graf starb in der Blüthe seiner Jahre und Weltliche und Geistliche beeilten sich, die Gräfin zu trösten. Das stolze Weib aber entgegnete: sie habe keines Trostes nothwendig; ihr Geld und Gut sei ihr Trost; wenn auch Gott und die ganze Welt gegen sie sei, so könne sie nicht zu Grunde gehen.

Aber gar bald kam Unglück über Unglück über die Stolze; ihre Geldsäcke leerten sich; ihre Scheunen wurden zu groß; ein Grundstück wurde nach dem andern verkauft, und am Ende wurde sie von ihren Schuldnern aus der Burg vertrieben. Sie kam endlich so weit, daß sie bei Denen, auf welche sie früher nur mit Verachtung herabgesehen, ihr Brod betteln mußte; ja, sie mußte sogar, wie die Sage sich ausdrückt: „ihren Bettelsack betteln!"

Der Ritter von Hartelstein.

In der Nähe von Mürlenbach wohnte Ritter von Hartelstein. Er war ein vermögender, aber zugleich auch sehr sparsamer und haushälterischer Herr. Sein einziger Sohn und Erbe war das Gegenstück des Vaters; er liebte den Aufwand und das Wohlleben und war äußerst verschwenderisch. Darüber grämte sich der Vater gar sehr, und als es mit ihm zum Sterben kam, hieß er seinen Sohn an sein Bett treten, und indem er demselben ein Crucifix vorhielt, ließ er ihn bei demselben schwören, daß er das väterliche Gut, das ihm nun bald anheim fallen würde, wahren und nicht durch übertriebenen Aufwand und Schwelgerei vergeuden wolle. Kaum aber war der Vater gestorben, so gedachte der Sohn nicht mehr des Schwures, den er gethan, und so kam es denn, daß er, bevor noch zwei Jahre verstrichen, schon aller Habe baar war und an den Thüren sich das Brod erbetteln mußte.

Der Junker von Mombach.

Eine Stunde von Halenfeld, am Fuße der Schneifel, findet sich eine Ruine, welche den Namen Mombach trägt. Die Volkssage berichtet darüber Folgendes:

Vorzeiten wohnte hier der Junker Mombach. Derselbe wollte in der heiligen Christnacht mit seiner Gattin, wie er das zu thun pflegte, zu dem mitternächtlichen Gottesdienste in Bleialf gehen. In der finstern Nacht aber verfehlten beide den rechten Weg und irrten lange in dem waldigen und gefahrvollen Gebirge umher. Schon hatten sie die Hoffnung aufgegeben, aus der Wildniß auf die rechte Bahn zu kommen; da vernahmen sie Glockengeläute, gingen auf dasselbe zu und gelangten so wieder auf den rechten Weg und zu dem erwünschten Ort. Deßhalb machte Junker Mombach eine Stiftung, daß in der heiligen Christnacht die Glocken immer eine Stunde vor Mitternacht geläutet werden sollten.

Das Jünkerather Schloß.

Im Kylltbale, nicht fern von dem Orte Glaadt, gewahrt man die Ruinen eines Schlosses, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Grafen von Manderscheid und Blankenheim, an der Stelle des alten, baufällig gewordenen erbaut, aber niemals bewohnt wurde. Die Sage berichtet so: Als der prachtvolle Bau mit seinen gewaltigen Mauern und majestätischen Thürmen vollendet war, veranstaltete der Graf einen festlichen Einzug. Es kamen von nahe und ferne gar viele und stattliche Herren, und ein fürstliches Mahl war bereitet. Nachdem die Gäste nach Lust geschmaust hatten, erhoben sie sich zum Tanze in dem reichgeschmückten und vom Klange der Hörner widerhallenten Saale. Doch bald hatte sich die Freude verkehrt in wilde, ausgelassene Lust, so daß jede Scham und Scheu verschwunden war und des allsehenden Auges nicht gedacht wurde. Da zuckte ein Blitzstrahl und durchfuhr den Saal; die Frevler flohen, der Pallast hatte Feuer gefangen und die hoch auflodernde Flamme wandelte das entweihte Haus in Asche und Staub.

Der Junker an der alten Mauer.

Etwa 5 Minuten von Uerheim entfernt gewahrt man noch gegenwärtig altes Gemäuer und deßhalb hat diese Stelle den

Namen: „die alte Mauer.“ Hier wohnte in Vorzeiten ein Junker, der eben so gottlos, als seine Frau gottesfürchtig war. Als derselbe an einem Freitage von der Jagd zurückgekehrt war und von seiner Frau Fleischspeisen aufgetischt haben wollte, sagte dieselbe zu ihm: wie er denn zu Gott kommen könne, wenn er so seine und der Kirche Gebote übertrete! Der Junker entgegnete: „Ich will auch nicht zu Gott kommen, und damit du sehen kannst, daß es mir hiermit Ernst ist, habe ich für heute den Teufel selbst zu meinem Gaste geladen.“

Die Frau mußte nun hierauf Fleischspeisen auftragen. Wie aber der Junker eben zu Tische saß, trat ein Diener herein und meldete bei ihm einen vornehmen Herrn, welcher mit ihm zu speisen verlange. Der Junker stand in Angst und Hast auf und entfernte sich aus der Küche mit dem unwillkommenen Gaste. Die Frau erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr ihres Gemahls; aber er kehrte nie wieder. Jene härmte sich in Trauer ab und erblich frühe; ihre Wohnung aber wurde zu einer Ruine.

Philipp Hansten von Uelmen.

Hansten unternahm eine Wallfahrt nach Jerusalem zum heil. Grabe, gerieth dabei aber in die Hände der Ungläubigen. Diese hieben ihm die Hände und vorne die Füße ab, und nachdem selbe geheilt waren, ließen sie ihn den Pflug ziehen. Da Hansten sehr lange ausblieb, machte sich seine treue Gattin auf, um ihn, so er noch am Leben wäre, zu suchen. Diese konnte sehr schön singen und vortrefflich die Harfe spielen. Es traf sich nun, als sie im Morgenlande singend und spielend umherzog, daß sie zu dem Herrn ihres Mannes kam und den durch ihre Kunst der Art entzückte, daß derselbe zu ihr sprach, sie möge sich irgend eine Gnade von ihm erbitten. Sie bat um ihren Gatten, welcher ihr denn auch sogleich übergeben wurde. Beide kehrten in ihre Heimath, auf die Niederburg nach Uelmen, zurück und verlebten daselbst ihre Tage in Liebe und Eintracht.

Der Jungferweiher.

Eine halbe Stunde nordöstlich von dem Flecken Uelmen dehnt sich eine Wiesenfläche aus, der Jungfer- (vom Volke Juffer-) Weiher genannt. An dieser Stelle, welche noch gegen-

wärtig bekundet, daß sie ehemals unter Wasser gestanden habe, finden sich die Trümmer eines runden Thurmes, über dessen ehemalige Bestimmung uns die Volkssage folgende Mittheilung macht:

Auf dem Schlosse zu Uelmen lebte in der Vorzeit ein Fräulein, die Tochter des edlen Burgherrn. Eines Tages bat sie ihren Vater, eine Ausfahrt machen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihr gewährt und nur von einem Diener begleitet und geführt, beging sie mit demselben ein Vergehen, wodurch sie ihr Geschlecht und ihren Stand gleich entehrte.

Alsbald erfuhr der Vater der Tochter Vergehen, und äußerst darüber empört, schwur er, die seinem Stamme zugefügte Schmach an der schuldigen Tochter mit größter Strafe zu rächen. Er ließ sofort an selbigem Orte, wo die Uebelthat vollbracht worden war, einen runden Thurm errichten, denselben mit einem breiten Wassergraben umschließen und die Tochter darin einsperren. Das unglückliche Fräulein, in diesem Gefängnisse streng bewacht und nur mit nothdürftiger Nahrung versehen, mußte so sein Leben zubringen.

Die Katzenburg.

Richard und Walther, zwei Brüder, theilten sich nach ihres Vaters, des Grafen von Manderscheid Tode, in die Erbschaft. Walther nahm seinen Wohnsitz auf der obern, Richard den seinen auf der untern Burg. Bald jedoch entstanden unter beiden Mißhelligkeiten, welche zuletzt durch folgenden Vorfall in offene Feindschaft übergingen. Als Walther sich einst zu einer Reise anschickte, ließ Richard demselben heimlich in seinen Beinharnisch eine Katze stecken, vor welchen Thieren Walther einen Abscheu hatte. Dadurch wurde Walther so aufgebracht, daß er sich bitter zu rächen beschloß. Er reiste nach Trier und überließ dem Erzbischof von Trier, Albero, die ihm zugehörige obere Burg, von jetzt an die „Katzenburg" genannt, nebst allem Zubehör, behielt sich aber die lebenslängliche Nutznießung vor.

Das eingemauerte Burgfräulein.

Ein Fräulein der Burg Niedermanderscheid trat mit einem Knappen in ein sie und ihren Stand entehrendes Verhältniß.

Der strenge Vater, welcher dieses in Erfahrung gebracht, ließ den Knappen, welcher seine Tochter entehrt, umbringen, die Tochter aber einmauern und ihr bis zu ihrem Tode täglich einige Nahrung reichen.

* Was gewissermaßen für die Glaubwürdigkeit dieser Sage spricht, ist der Umstand, daß man im Jahre 1844 in der Nähe des Wartthurms in der Mauer eine Vertiefung fand, welche die Form eines Kamins hatte und so groß war, daß ein Mensch aufrecht darin stehen konnte. Oben befand sich eine Oeffnung, worin man ein kleines Gefäß bringen konnte. Als die Vordermauer abgebrochen wurde, fand man in dem Verschluß ein menschliches Gerippe, ein irdenes Gefäß und ein Stein zum Knieen.

Der Wagenknecht.

Die Burg von Obermanderscheid wurde vom Feind belagert und in Brand gesteckt. Als nun die Flamme bereits hoch aufloderte, erschien der Wagenknecht des dortigen Grafen, beladen mit den Kostbarkeiten und Schätzen der Burg, auf der Ringmauer derselben und rief den Bewohnern von Obermanderscheid, welche sich auf der gegenüberliegenden Berghöhe als Zuschauer befanden, zu: „Ein Jahrgedächtniß" und verschwand darauf spurlos. In dem Lagerbuche von Obermanderscheid findet sich auch wirklich „ein Jahrgedächtniß für den Wagenknecht der Burg" aufgezeichnet und dasselbe wird heute noch gehalten.

Das verhängnißvolle Geschenk.

Bei Oberöfflingen erheben sich an beiden Ufern der Lieser und einander gegenüber zwei steile Felsen, Burgberg und Biederburg genannt, worauf in der Vorzeit zwei Burgen standen. Nachdem die Ritter, welche diese Burgen bewohnten, lange Zeit in erbitterter Feindschaft gelebt hatten, ließ der Ritter von dem Burgberg eines Tages dem Ritter von der Biederburg die Hand der Versöhnung bieten und machte ihm gleichzeitig ein Fuder Wein zum Geschenke. Der Ritter der Biederburg, nichts Schlimmes ahnend, freute sich sehr, daß die langwierige Feindschaft ihr Ende erreicht habe, ließ das angebliche Fuder Wein in sein Schloß bringen und trank mit seinen Burgleuten an diesem

Tage ein Glas mehr als gewöhnlich. In dem Fasse befanden sich aber Söldlinge des Ritters vom Burgberg, welche in der Nacht dem Feinde die Thore der Biederburg öffneten. Dieselben erschlugen den Burgherrn und seine Dienstleute und zerstörten hierauf die Burg durch Feuer.

Die Templer.

* Ueber viele starke Bauwerke der Vorzeit, wovon sich Ruinen theils auf Bergböhen, theils in Thälern vorfinden, macht uns die Volkssage gemeinhin diese Mittheilung:

Hier lebten einst die Templer, welche große und unermeßliche Schätze besaßen, dabei aber ein wüstes und ausschweifendes Leben führten. Des Nachts gingen sie auf Raub aus und wußten lange Zeit ihren Verfolgern dadurch zu entgehen, daß sie ihren Pferden die Hufeisen umgekehrt aufschlagen ließen. Doch endlich kam der Tag, wo die gerechte Strafe sie ereilte. Sie mußten so eilig fliehen, daß sie die Schätze und Kostbarkeiten aus ihren Häusern, welche sie selbst in Brand steckten, nicht mitnehmen konnten. Der Boden, worauf ihre Häuser einst gestanden, birgt daher noch heute große und seltene Kostbarkeiten, goldene Sessel und andere werthvolle Dinge.

Der Ritter von Hamm.

Im Kreise Bitburg erhebt sich in einem anmuthigen Thälchen ein Hügel, den die Prüm umspült und der das Schlößlein Hamm, einst der Stammsitz der Edlen von Milbourg, trägt.

Ein Herr aus diesem Geschlechte war mit gegen die Ungläubigen gezogen, um das heilige Grab des Herrn ihren Händen entreißen zu helfen. Er gerieth in Gefangenschaft und mußte mehre Jahre in Fesseln und harter Gefangenschaft zubringen. Da alle Hoffnung auf menschliche Hilfe für ihn geschwunden war, wandte er sich an die seligste Jungfrau Maria und flehte sie beharrlich Tag und Nacht um ihren Beistand und um Linderung seiner Leiden an.

Da erschien ihm in einer Nacht im Traum die Trösterin der Betrübten und verkündete ihm, daß die Stunde seiner Erlösung aus der Gefangenschaft genahet sei. Der Ritter erwachte und that das Gelübde, wenn er sein Schloß und seine Güter

wieder sehen würde, wolle er zur Ehre der heiligen Gottesmutter eine Kirche erbauen. Der Ritter schlief hierauf wieder ein, und als er am Morgen bei Sonnenaufgang erwachte, fand er sich auf seinem Besitzthum und die Fesseln, welche er getragen, bei sich liegend. Wie das sich aber zugetragen, darüber konnte er keinen Aufschluß geben. Er säumte nun nicht, sein Gelübde zu erfüllen, und erbaute an der heimathlichen Stelle, wo er sich wiedergefunden, das Weibdinger Kirchlein, welches heute noch steht und dem vermuthlich der Ort Weibdingen seinen Namen verdankt. — Die Fesseln des Ritters, welche am Hochaltare der Kirche hangen, wiegen eilf Pfund.

Das Jungfrauenthal.

In der Nähe von Neuerburg befindet sich ein Thälchen, welches vom Volke die „Juffern-Dell" genannt wird. Hier fiel die einzige Tochter des Grafen Friedrich von Neuerburg durch Mörderhand. Der Graf war nämlich mit seinen Mannen zu einer Fehde ausgezogen und hatte seine Tochter auf dem Schlosse zurückgelassen. Als dieselbe eines Tages in dem einsamen Thale wandelte, nahte sich ihr ein Jäger, den ihre Wohlgestalt berückt hatte. Die züchtige Jungfrau wies den zudringlichen Mann mit Muth und Ernst ab, wodurch derselbe in solcher Wuth entbrannte, daß er ihr einen tödtlichen Stich mit seinem Weidmesser versetzte. Als der Graf zu seinem Schlosse zurückgekehrt war und die schreckliche Kunde vernommen, ließ er an der Stelle, wo seine Tochter in den Tod sank, eine Kapelle erbauen, zu welcher er bis zu seinem Lebensende fast täglich wallte, um daselbst im Gebete Trost und Linderung für seinen Schmerz zu suchen. Der Mörder aber fand selbst im Grabe keine Ruhe und wandelt in nächtlicher Stunde im Thale, wo er den Mord verübt, mit seiner Waffe und seinem Hunde „Bello." Mancher späte Wanderer begegnete dem Ruhelosen und vernahm, wie er: „Bello!" rief, daß es weithin durch's Thal schallte.

Der Teufelsweg auf Falkenstein.

Siegfried von Sezen kam eines Tages zu dem Herrn von Falkenstein und bat um die Hand seiner schönen Tochter Hilde-

gard. Der Herr von Falkenstein, ein finsterer Mann, hörte den Ritter schweigend an und entgegnete dann: Es ist bei euch jungen Rittern Sitte, eure Bräute mit Roß und Wagen und einem zahlreichen Gefolge abzunehmen, da aber der Weg zu meiner Burg kaum für einen Menschen ersteiglich, geschweige fahrbar ist, so könnt Ihr meine Tochter nur unter der Bedingung als Frau erhalten, wenn Ihr in der nun folgenden Nacht einen fahrbaren Weg auf meine Burg bauen lasset. —

Siegfried verließ die Burg betrübt und niedergeschlagen, denn er wußte, daß es unmöglich sei, die Aufgabe in dieser Frist zu lösen. Er kam zu einem seiner Bergwerke und fragte den Aufseher, ob es wohl möglich sei, jenes Werk zu vollführen und in welcher Zeit er sich unterfangen wolle, dasselbe auszuführen. Jener erwiederte, daß er sich mit all seiner Mannschaft kaum zutraue, ein Drittel des Weges in einem Jahre zu Stande zu bringen. Der Aufseher begab sich hierauf wieder zu den Arbeitern in der Grube.

Als Siegfried in sich gekehrt und gar traurig noch da stand, kam ein kleines Männchen in grünem Gewande aus dem Gebüsche auf ihn zu und sprach zu ihm: „Ich weiß deinen Kummer und will dir ihn in Freude wandeln, wenn du mir dagegen einen Wunsch erfüllest.“ Siegfried sagte das zu, und das Männlein fuhr fort: „Der Schacht, worin jetzt deine Bergleute arbeiten, ist nahe bei unserer Werkstätte und wird dieselbe zerstören und uns verdrängen, wenn darin fortgearbeitet wird. Befiehl daher den Bergleuten, augenblicklich die Verlängerung des Schachtes einzustellen und denselben in nördlicher Richtung fortzusetzen.“ Siegfried gelobte die Bitte zu erfüllen und das Männlein verschwand im Gebüsche.

Es stand nicht lange an, da kam das Männlein — er war der Oberste der Berggeister — mit einer unzählbaren Schaar von Gesellen daher, von welchen ein jeder ein scharfes eisernes Werkzeug und eine Schaufel in der Hand trug. Auch waren Alle mit Berglichtern versehen und schritten munter Falkenstein zu. Hier begann nun alsbald ein gewaltiges Hämmern; im Nu waren ungeheure Felsen gesprengt und Bäume gefällt und um den Falkenstein war es in der finstern Nacht heller als bei Tag. Um ein Uhr des Nachts aber war es wieder ganz stille.

Am Morgen meldete der Burgwart dem Herrn von Falkenstein, daß vor dem Thore ein prachtvoller Zug mit Rossen und

Wagen halte und eingelassen zu werden wünsche. Der Falkensteiner erstaunte, als er an der Spitze des Zuges Siegfried gewahrte; sein Erstaunen aber mehrte sich noch, als er den breiten Weg erblickte, der zu seiner Burg herauf führte. Er willigte nun in die Vermählung seiner Tochter mit Siegfried ein; der Weg aber erhielt den Namen: der Teufelsweg.

Besser den Hut als den Kopf verloren.

Zu Vianden hauste einst ein schlimmer Graf, welcher die Edlen aus der Nähe in sein Schloß lockte, umbrachte und dann unter diesem oder jenem Vorwande ihre Güter einzog. So lud er einst auch den Ritter von Burscheid zu einem Bankett ein; derselbe erschien, gefolgt von einem Knappen. Die Ritter zechten wacker, und ebenfalls ging den Knappen nichts ab. Als die Letztern, wie bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegte, von Fehden erzählten und Vergleiche stellten über der Ritter Stärke und Tapferkeit, hub der Knappe Burscheid's an: „Mein Herr ist der trefflichste der Ritter im Lande; ihm zuckt gleich dem Blitze das Schwert." „„Ha Freund,"" entgegneten die Reisigen des Grafen von Vianden, „„es fällt euer Ritter durch uns noch in dieser Nacht; denn lebend verließ noch kein Gast je diese Burg."" Das merkte sich Burscheid's Knappe gar wohl, stahl sich unvermerkt weg, sattelte die Rosse, schlich dann zu seinem Herrn und flüsterte ihm in's Ohr: „Flieh't aus dieser Mörderhöhle, rings lauert der Verrath!" Dieser eilte ohne Hut mit dem Treuen zum Stall und Beide suchten ihr Heil in der Flucht. Der Graf sah die Flüchtigen erst vor dem Thore und rief ihnen wie aus Scherz zu: „Ihr vergaßt ja den Hut, Herr! holt ihn!" Ihm entgegnete Burscheid: „Schon gut! Besser den Hut, als den Kopf verloren!"

(Th. von Cederstolpe. N. Hocker.)

Der Schlussjann.

* Das Wort „Schlussjann" kann in der Schriftsprache nicht bezeichnend wiedergegeben werden, will aber soviel sagen als: „Der schleichende Johann."

Als Erzbischof Engelbert von Köln im Niedeger Schlosse gefangen saß, glaubte der rauhe Burgvogt sich durch eine harte

Behandlung desselben bei dem Grafen Wilhelm von Jülich in größere Gunst zu setzen. Nicht allein, daß er den Erzbischof mehrmals in einem eisernen Käfig an einem Thurme der Burg zur Schau aussetzte, gönnte er ihm auch nicht einmal des Nachts jene Ruhe, welche ihn selbst meistens floh. Wenn er sich schlaflos auf seinem Lager hin- und herwälzte, stand er auf, schlich dem Kerker des Gefangenen zu und weckte ihn mit dem Rufe: „Wach' auf Pfaff! du sollst nicht schlafen, wenn ich nicht schlafe." Als der Bischof nun später in die Freiheit gesetzt wurde, sagte er zum Vogt beim Abschiede: „Nun wird der Pfaff wohl schlafen können, der Schlaf dich aber ewig fliehen!" Darum schleicht noch jetzt der Geist des Vogts nächtlich durch die Ruinen der Burg dem Gefängnisse Engelberts zu, von allen der Schluffjann genannt; doch Der, den er wecken will, ruht längst im Münster zu Bonn. (Matthieur, Köln-Aachener Eisenbahn.)

Das Gegengeschenk.

Der Graf von Jülich und Getrud, die Schwester des Grafen von Montjoie, waren sich in reiner Minne zugethan. Doch der Montjoier, einen alten Groll auf den Jülicher hegend, suchte dieses Verbündniß auf jede Weise zu hintertreiben. Da beschlossen die Liebenden eine Gelegenheit abzuwarten, um in das Jülicher Gebiet zu entfliehen. Ihre Flucht gelang glücklich und Niedeggens starke Veste bot ihnen Schutz und Sicherheit. Bald aber hatte der Graf von Montjoie ihren Aufenthalt erfahren und sofort zog er vor Niedeggen und forderte die Schwester zurück. Als seiner Aufforderung keine Folge geleistet wurde, gab er den Befehl, die Burg zu stürmen, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Mehre folgende Stürme, welche ebenfalls abgeschlagen wurden, überzeugten den Grafen bald, daß gegen die gewaltigen Mauern der Veste und gegen die Tapferkeit ihrer Vertheidiger nichts auszurichten sei, er beschloß also, den Grafen durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Nachdem die Burg hierauf lange Zeit auf's Sorgfältigste eingeschlossen war, so daß auch nicht der geringste Lebensbedarf hineingelangen konnte, schickte der Graf, im Glauben es müsse jetzt großer Mangel in der Veste herrschen, eine gebratene Katze den Belagerten zu und ließ ihnen sagen: da es wahrscheinlich an Fleisch

mangle, so möchten sie diesen Leckerbissen hinnehmen, er würde von Zeit zu Zeit mehre solcher köstlichen Gerichte hinsenden. Aber wie erstaunte der Graf, als der Abgeordnete mit einem lebenden Hasen zurückkehrte und die Antwort brachte: der Graf von Montjoie werde dann für einen jeden solchen Braten ein ähnliches Gegengeschenk erhalten. Der Montjoier hob hierauf die Belagerung auf und bot dem Grafen von Jülich die Hand zur Versöhnung. Als er nun auf der Niedegger Burg der Hochzeitfeier seiner Schwester beigewohnt hatte, führte ihn der Jülicher, die Stärke der Burg zu zeigen, in den Werken der Veste herum, und als sie an den erwähnten unterirdischen Gang gelangten, sagte dieser: „Die starke Veste schützt mich nach Außen vor meinen Feinden, dieser Gang aber vor jedem Mangel im Innern. (Mathieur, Köln-Aachener Eisenbahn.)

Die Gründung Montjoie's.

Kaiser Karl, ein großer Freund der Jagd, begab sich oft zum Jagen in die Gegend, wo jetzt Montjoie liegt, weil sich darin viel Gewild: Eber, Bären und Wölfe, vorfanden. Einst hatte die Nacht den Kaiser auf der Jagd überrascht, und als er sich in der öden Gegend vergebens nach einem Obdache umgesehen, legte er sich auf einen großen Stein nieder. Der Stein, welcher sich in der Nähe des gegenwärtigen Landgutes Reichenstein befindet, erhielt daher den Namen: „Kaiser Karl's Bettstatt." Am Morgen wurde bei der Fortsetzung der Jagd von den Hunden ein Eber aufgejagt und an einen Felsen gestellt, wo ihn der Kaiser mit seinem Speere, durch einen Stich in die Brust, erlegte. Hierauf wandte sich der Kaiser an sein Jagdgefolge und sprach: „Hier will ich ein Schloß erbauen, damit wir bei der Jagd in dieser wilden Gegend ein Obdach finden." Als das Schloß nun fertig war und der Kaiser es beschaute, freute er sich dessen sehr und nannte es „Bergfreude" (Montjoie).

Der Name der Stadt Malmedy, Malmudarium, soll a malo mundatum bedeuten, da der heilige Remaclus die Gegend von dem Einflusse der bösen Geister befreit habe. (Wiltheim, Luciliburg. p. 42.

Die Kriegsgefangenen auf der Burg Ahre.

Hoch über dem Flecken Altenahr erheben sich die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Ahre. Hier lagen einst eilf tapfere kölnische Ritter als Kriegsgefangene im Burgverließe. Schwere Ketten klirrten an ihren Füßen; Wasser und Brod war ihre Nahrung. Alle Hoffnung war ihnen nach mehrjähriger Gefangenschaft entschwunden; ihr Loos schien zu sein, in dem öden Verließe elendiglich umzukommen. Trübe Schwermuth und Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Nur der tapfere Ritter Overstolz ließ seinen Muth nicht sinken; im heißen Gebete zu seinem himmlischen Vater suchte er Stärke zu erhalten, und die andern ermahnte er gleichfalls zu männlichem und christlichem Ertragen der ihnen vom Himmel auferlegten schweren Prüfung. Der Gefangenen einziger Zeitvertreib war eine Maus, welche einer derselben gezähmt hatte, und zwar so, daß sie ohne Scheu auf seinen Ruf herbei kam und die Brodkrummen aus seiner Hand fraß. Allen war das Thierchen lieb, denn es verkürzte ihnen manche der traurigen Stunden. Eines Tages aber wurde es umsonst herbeigelockt. Der Ritter Overstolz gräbt dem Loche nach, in welches die Maus geschlüpft, — und sieh'! welch' ein Fund! — eine starke scharfe Feile hält er in Händen und einen Meißel. Mit Thränen im Blicke fallen die Gefangenen zu Boden nieder und danken dem Himmel, daß er ihnen so wunderbar die Mittel zu ihrer Befreiung gegeben. Alle waren geschäftig, gegen Abend bereits die Gitterstäbe leise durchgefeilt und sie der Ketten theilweise los. Aus ihren Decken machten sie sich eine Art Ueberschuhe, um auf den Felsen, da es Winter und hart gefroren war, nicht auszugleiten. Die übrig gebliebenen Decken, ihre Leinwand und Theile ihrer Kleider knüpften sie aneinander und ließen sich so vom Thurme, der hoch auf dem Gipfel des Berges lag, bis auf das Dach der Burgkapelle herab. Diese war mit Linden umpflanzt, über die sie zur Erde gelangten, trotz dem, daß noch einige sich der Fesseln nicht entledigt hatten. An der östlichen Seite des Berges, über den grausigen Abhang, wo jeder Fehltritt auch ein Schritt zum Grabe werden konnte, rutschten sie herab und glücklich entkamen sie in den Wald. Hier theilten sie sich; ein Theil schlug den Weg nach Sinzig ein, der andere entkam durch den Wald nach der Burg Tomberg.

Der Ritterſprung.

Vor vielen hundert Jahren liebte ein Ritter aus der Nähe ein Fräulein von Ahre, aber Feindſchaft herrſchte zwiſchen den beiden Familien, und wenn auch der Jungfrau Herz dem edlen Manne zugethan, ſo durfte er doch keine Hoffnung hegen, ſie je ſein nennen zu können. Nur bei nächtlicher Weile konnte er die Geliebte ſehen. Er kletterte nun oft, wenn die Nacht ihren Sternenmantel über das Thal breitete, gleich einer Gemſe an den ſteilen zackigen Felſen hinan, ſelbſt bis zum jähen Thurme, wo auf ſtillem Erker das Fräulein ſeiner harrte. Der Verräther ſchlief aber nicht. Es wurde kund und der Herr von Ahre beſchloß, den Frevler zu ſtrafen. Um die gewöhnliche Zeit kam der Ritter und das Fräulein harrte ſeiner. Aber plötzlich regte es ſich in dem untern Burghofe, Waffen klangen, die Warte ward mit Knechten umſtellt; in demſelben Augenblicke ſtürmte mit wildem Racheruf der Ritter von Ahre des Thurmes Wendeltreppe hinan.

Was war zu thun? an Vertheidigung war nicht zu denken. Entweder ſchmähliche Gefangenſchaft oder Tod war ſein unvermeidliches Loos. Vor ihm der ſchwarzklaffende Abgrund, rings blinkende Schwerter; — raſch war ſein Entſchluß gefaßt. Mit kühnem Sprunge ſetzt der Ritter vom Erker in die Tiefe, wo tauſend Felſenzacken gleichſam harren ſeiner zerſchmetterten Glieder. Aber unverſehrt kam er in die Tiefe auf eine Felſenplatte. (E. Weyden, a. a. O. S. 205.)

Der letzte Ritter von Ahre.

Die Burg Ahre war einſt hart belagert, denn des Ritters von Ahre Feinde waren zuſammengekommen und hatten ſeinen Untergang beſchloſſen. Er trotzte aber auf ſeinem Felſenhorſte ihrer Anſtrengungen und lebte wohlgemuth mit den Seinigen. Enger und enger wurde die Veſte eingeſchloſſen und immer geringer ward der Mundvorrath; aber ſelbſt der Hunger konnte des Ritters Sinn nicht beugen, denn ihm blieb noch immer die Hoffnung des Entſatzes durch ſeine Freunde. Die Hoffnung wollte nicht zur Wahrheit werden, und immer größer wurden die Entbehrungen, denen der Ritter ſelbſt ſeine Gattin und Kinder unterliegen ſehen mußte. Dieſer harte Schlag ſchien ſeinen Felſenmuth

nur zu steigern, wenn auch mit jedem Tage das Häuflein seiner treuen Mannen kleiner wurde; — er spottete der Aufforderungen seiner Feinde, sich zu ergeben. Dem letzten seiner Treuen hatte er das Auge zugedrückt, und so befand er sich einsam und allein in der weiten Veste. Da wappnete er sich eines Tages auf's Stattlichste, schirrte sein Streitroß und ritt hinaus an die Seite des zweiten Mauerrings, wo ihm ein tiefer Abgrund entgegen gähnte. Kaum gewahrten die Belagerer den Ritter von Ahre, als sie ihre Geschosse gegen ihn richteten. Er ließ aber seine weiße Binde, ein Zeichen des Friedens, in der Luft flattern und rief ihnen zu: „Wie ich euch schwur, so soll es geschehen; nie sollet ihr die Veste nehmen, so lange noch Jemand auf derselben athmet. Ich bin der Letzte!" Und er trieb das wild aufbäumende Roß gegen den Abgrund; ein ungeheuerer Satz und Ritter und Roß lagen zerschmettert in der Tiefe. (E. Weyden, a. a. O. S. 205.)

Die Schloßjungfrau zu Sinzig.

Ehe man, von der Ahr kommend, in die Stadt Sinzig eintritt, sieht man links, außerhalb der Stadtmauer, im Felde eine starke viereckte Umwallung, bei welcher man auch den Wallgraben noch da und dort bemerkt. Durch zwei Brücken über diesen Graben gelangte man in die Stadt und an die Ahr. Hier hatte Heinrich VI., Herzog von Jülich (im 14. Jahrhundert) ein starkes Schloß mit vier Thürmen zur Befestigung der Stadt angelegt, welches 1688 von den Franzosen besetzt und in dem folgenden Jahre bei ihrem Abzuge zerstört wurde.

Auf jenen Brücken erschien in der Vorzeit die Schloßjungfrau, früher ganz schwarz, dann halbweiß und zuletzt ganz weiß, in der Rechten einen schweren Schlüsselbund tragend und oft den Vorübergehenden freundlich winkend. Manchen lockte sie in die Gewölbe der Burg, doch Keiner hat menschlichen Ohren vertraut, was ihm hier widerfahren. Die Jungfrau zeigte sich besonders dann, wenn ein großes Ereigniß dem Lande bevorstand und schwebte von einer der Brücken um die Weiher durch den alten Schloßgarten und verschwand auf der andern wieder. Hielt sie ihren Gang ab bei Tage oder bei Nacht, so vernahm man unter den Erlen und Weiden, die um die Weiher säuselten, ein tiefes Stöhnen und Seufzen. Kinder, die im Schloßgarten

spielten, wurden von ihr geschützt und gewarnt, wenn sie sich dem Wasser näherten. Einmal wurden sogar drei Kinder, als ein Sturm sie beim Spiele außerhalb der Stadt überraschte, von ihr aufgehoben, über die Stadtmauer getragen und hier sanft niedergesetzt.

Weßhalb aber wandelte die Jungfrau klagend und einen schweren Schlüsselbund tragend in den Schloßruinen umher? Einst, so verkündet die Sage, als Feinde das Schloß umlagert hatten, gab sie denselben die Schlüssel zum Thore, worauf das Schloß genommen und zerstört wurde. Deshalb fand sie nach ihrem Tode im Grabe keine Ruhe und wandelte hundert Jahre schwarz in den Schloßtrümmern umher. Dann erschien sie halbweiß und endlich ganz weiß, worauf sie verschwand, weil sie ihren Frevel gebüßt und ihren Richter versöhnt hatte. (Kinkel, die Ahr, S. 195.)

Die Wunderbrücke.

Ein Herr von Landskron und ein Graf von Neuenahr waren durch die innigste Freundschaft miteinander verbunden. Zwischen Beider Burgen, die sich gegenüber lagen, rauschte aber die Ahr. Damit Beide nun zu jeder Stunde sich sehen und beieinander sein könnten, verbanden sie die Höhen, worauf ihre Schlösser lagen, durch eine Brücke, welche wegen ihrer Kunst und Höhe die Wunderbrücke genannt wurde. (Carl Simrock.)

Burg Landskron.

Nahe bei Wadenheim erhebt sich ein Berg hoch über der Ahr; auf demselben liegen die Trümmer der Burg Landskron. Gewiß ist, daß diese Burg von Kaiser Philipp, nachdem er Sinzig erobert, zwischen 1204 und 1206 erbaut wurde. Die Sage berichtet:

Als Kaiser Philipp, der Hohenstaufe, in dem Kriege gegen den, von den Welfen zum Gegenkaiser gewählten Otto IV. (von Braunschweig) ein Heer in das Erzstift Köln führte, erregte eine Felsenkuppe an der Ahr seine Aufmerksamkeit. Der Kaiser ritt hinauf und durch die Aussicht, welche sich ihm hier darbot, entzückt, rief aus: „Das ist des Landes Krone!“ Er beschloß zugleich an dieser Stelle eine Burg zu erbauen, welcher er den

Namen „Landskron“ gab. (Bärsch, Eifl. illustr. 3. Bd. 1. Abth. S. 461.)

Ritter Gerhard von Landskron leistete mit seinen Mannen dem Kaiser Rudolph von Habsburg, welcher dem Unwesen der Raubritter in Deutschland und namentlich am Rheine Einhalt gebot, Beistand und wurde deshalb von diesem 1276 mit den Dörfern Königsfeld und Heckenbach beschenkt. — Als die Landskroner Burg im Jahre 1632 in die Gewalt der Schweden gefallen war, konnten die kaiserlichen Truppen gegen diese gewaltige Veste nichts ausrichten. Ein kaiserlicher Kriegsknecht aber wußte die Wäscherin des schwedischen Anführers zu gewinnen und brachte sie durch Versprechungen dahin, daß sie das Seil des ungeheuer tiefen Burgbrunnens abschnitt. So war der Besatzung das Wasser genommen und die Möglichkeit, sich ferner zu halten.

Ulrings Schild.

Als der Graf Ulring von Nürburg, ein gar milder und frommer Herr, auf dem Todesbette lag, baten ihn einige seiner Freunde, ihnen nach seinem Tode ein Zeichen zu geben, ob er selig oder verdammt sei. Ulring befahl daher, seinen Kampfschild aufzuhängen, und setzte hinzu: wenn der Schild in den ersten drei Tagen nach seinem Tode herabfalle, so sei dies ein Zeichen seiner ewigen Seligkeit; bliebe er hangen, so sollte dies das Gegentheil bedeuten. Die Freunde thaten, wie er befohlen. Der Graf starb, und zwei Tage hatten sie schon in bangem Zagen verharrt; noch immer hing der Schild. Aber am Morgen des dritten Tages fiel er herunter und zersprang. —

Die eingemauerte Jungfrau.

Der Herr, welcher die Winneburg erbauen ließ, hatte einem Meister den Bau der Warte übertragen und war in die Fehde gezogen. Als nun Jener aus derselben zurückgekehrt war und die Warte der Burg unvollendet fand, schalt er den Baumeister und drohte, ihn zu entlassen. Indem nun Letzterer voll Verzweiflung des Nachts umherirrte, faßte ihn ein Geselle, der ihm gefolgt war, beim Kleide und sprach: „Ich helf' Euch an der Warte bauen und in wenig Tagen soll sie da stehen als der

herrlichste aller Thürme. Doch müsset Ihr Euer Töchterlein als Fundament den Mauern einfügen." Den Meister durchfährt dies Wort zwar mit Grausen, doch der Stolz, der ihn erfüllt, gewinnt die Oberhand über das Herz und zur mitternächtlichen Stunde wird das finstere Werk vollbracht. So ward der Thurm der Winneburg gegründet und deshalb steht er so fest und unversehrt noch heute da. (Moselsagen von N. Hocker.)

Der Herr der Burglay im Käfig.

Dem Schlosse Winneburg bei Cochem gegenüber standen in alten Zeiten noch zwei Burgen; eine auf der Burglay, eine Viertelstunde von Greimersburg, die andere auf der rechten Seite des Endertsbaches, genannt Sarburg. Von beiden letztern sieht man noch Substructionen in und auf der Erde. Diese drei Burgen lagen nahe beisammen, gleichsam in einem Kleeblatte. Die Herren dieser drei Burgen geriethen in Fehde miteinander; der Herr von Winneburg blieb Sieger und zerstörte die Sarburg und die auf der Burglay, welche vielleicht Greimersburg hieß. Der Winneburger bekam den Herrn der Burglay zugleich lebendig gefangen und ließ ihn in einen eigens dazu gefertigten eisernen Käfig einsperren, worin der Unglückliche vor Hunger starb.

Bischofsstein.

Bei Lasberg, einem Dorfe an der Mosel, erheben sich auf einem Felsen die Trümmer der Burg Bischofsstein. Den starken, noch stehenden Thurm der Veste umgibt in der Mitte ein breiter Kalkanstrich, wie mit einem Gürtel. Einige erzählen, die Mosel sei vor Jahrhunderten zu einer grausenerregenden Höhe gestiegen und der damalige Besitzer der Burg habe diesen Ring zum ewigen Gedächtniß, daß die Fluthen bis zu seiner Veste gelangt seien, um den Thurm ziehen lassen; Andere aber erzählen folgende Veranlassung, welche eine weit größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Einstens hausten im Trier'schen Lande viele Raubritter, welche die Wege belagerten und die Wanderer plünderten. Hierüber erzürnte der fromme Erzbischof Johann von Trier gar sehr, und legte, um den Räubereien Einhalt zu thun, in Bischofsstein

eine tapfere Kriegerschaar. Die Krieger hielten strenge Wacht und von nun an zogen die Wanderer frei ihre Straße. Die Raubritter verdroß das recht sehr und sie kamen überein, den Bischofsstein nächtlich zu überfallen und die Besatzung niederzuhauen. In einer stockfinstern Nacht führten sie dieses Vorhaben wirklich aus und nur Ein Mann der Besatzung entkam. Dieser aber war auch schon bei Tagesanbruch in Trier und meldete dem Bischofe das Vorgefallene. Dieser entbot sofort all seine Mannen und zog zur Burg. Er selbst war der Erste bei der Erstürmung derselben und in wenig Stunden war sie von dem Raubgesindel gesäubert. Die Raubritter wurden theils erschlagen, theils büßten sie ihren Frevel im Burgverließ. Hierauf ließ der Bischof einen weißen Streifen um den Thurm der Veste ziehen, welcher die Bedeutung hatte, daß der Bischof allein Herr im Lande sei.

XV.

Klöster und Abteien.

Die Erbauung des Klosters Himmerod.

Der heilige Bernardus hatte vor, ein Kloster auf Altenhof bauen zu lassen und ließ daher alles Holz an diese Stelle bringen. In der Nacht aber sah er einen feurigen Kranz vom Himmel herabfallen, und als er am Morgen an die Stelle ging, wohin er den Kranz hatte fallen sehen, fand er daselbst sein Baubolz in einer Dornhecke liegen. Er zog daraus den Schluß, daß allda der Ort sein müsse, wohin nach Gottes Willen das Kloster erbaut werden sollte. — Der Ort wurde anfänglich „Himmelroth" genannt, weil der Kranz, welcher vom Himmel fiel, roth war; hierauf „Himmrod", weil der heilige Bernardus die Dornhecken hatte ausroden lassen, um die Baustelle zu gewinnen. Der Name „Himmerath" ist beigelegt.

Die Entstehung des Klosters St. Thomas bei Kyllburg.

Ein Ritter von Deudesfeld reiste häufig mit seinem Gefolge nach dem Schloß Malberg. Sein Weg führte ihn über St. Thomas, welches damals den Namen „Erlesbüren" hatte. Hier hatten sich Frauen in einem von einer Mauer umschlossenen Raume Hütten erbaut und darin Bilder aufgestellt, vor welchen sie ihr Gebet verrichteten. Der Ritter von Deudesfeld besuchte diese Frauen auf seinen Reisen häufig und zwar in unlauterer Absicht. Als derselbe nun eines Abends spät von hier abreiste und oberhalb der zwei Weiher zu dem „Steinen-Kreuz" gekommen war, trat ihm eine feurige Gestalt entgegen und zugleich vernahm er ein donnerndes Getöse und allerlei Töne aus der Luft. Als der Ritter zur Besinnung gekommen, fragte er die Gestalt: „Was soll ich thun?" „„Steh ab vom Bösen; diene Gott! Thust du das nicht, so ist die Frist deines Lebens abgelaufen!"" Der Ritter bekehrte sich und gelobte, ein Kloster in „Erlesbüren" zu stiften; was er denn auch gethan hat.

Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter der Regierung des Kaisers Heinrich I. lebte im kölnischen Lande ein vornehmer und reicher Graf, Sibodo genannt, ein Spreß aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Ahr. Es traf sich nun einmal, daß Sibodo bei der Taufe eines Kindes zugegen war und dieses mit dem Zeichen des Kreuzes segnen sah. Das fiel ihm auf, weshalb er seinen Hofmeister fragte: „Bin ich gleichfalls mit dem heiligen Kreuze bezeichnet worden, als man mich taufte?" — „„Freilich,"" erwiederte ihm dieser, „„bist du ebenso gesegnet worden."" — „Wenn das ist," entgegnete der Graf, „so sehe ich nicht ein, weßhalb ich mich selber noch hinfüro segnen soll," und er unterließ von dieser Stunde an diesen christlichen Gebrauch. Der Teufel, der das alsbald merkte, dachte bei sich: „Ei, der ist mir der rechte Geselle; bei einem solchen Herrn möcht' ich gern Diener sein." Es währte nicht lange, da trat er vor den jungen Grafen hin, in der Gestalt und Kleidung eines Dieners. „Wer bist du?" fragte dieser ihn. „„Mein Name ist Vonschariant,"" erwiederte der Arge; „„ich habe viele Länder kennen gelernt und wünsche jetzt in euren Dienst zu treten."" Dem Grafen war das ganz recht, denn er

suchte eben einen Knappen und der Fremde dünkte ihm gewandt und tüchtig zu sein. Sibodo nahm ihn deshalb zu sich in sein Schloß zu Ahr. Bonschariant sah seinem Herrn jeden Wunsch an den Augen ab und opferte ihm Tag und Nacht; auch wußte er, wenn es darauf ankam, denselben durch allerhand Kurzweil und gottlose Streiche zu belustigen.

Des Grafen Ruhm nahm mit seinen Jahren zu. Keiner übertraf ihn in ritterlicher Gewandtheit und er blieb Sieger auf allen Turnieren. Einstmals unternahmen fromme Ritter und Pilger einen Zug gegen die Ungläubigen. Sibodo schloß sich ihnen an und die Christen behaupteten stets das Schlachtfeld, wo er sich bei ihnen befand. Bonschariant begleitete seinen Herrn überall und wurde ihm so lieb, daß er sich von ihm nicht trennen konnte. So geschah es auch einmal, daß am Rheine ein Krieg ausbrach und die Feinde in das Eifelland einfielen. Der Graf griff alsbald zu den Waffen; die Gegner wurden mit blutigen Köpfen heimgesandt und der Sieger zog mit den Seinen auf das jenseitige Ufer des Rheinstromes. Gegen Abend entfernte er sich lustwandelnd von seiner Schaar und setzte sich ermüdet unter einen Baum, wo er einschlief. Dies hatten aber die Feinde erspäht und sie beschlossen, ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie dem Schlummernden ganz nahe, als Bonschariant, die Gefahr merkend, herbeieilte, den Grafen weckte und ihn auf seinen Rücken lud. Dies kam Sibodo sonderbar vor und er rief, halb verwundert, halb erschrocken: „Was willst du Fant?“ Aber in demselben Augenblicke traf der Waffenlärm der Herbeieilenden sein Ohr; zugleich aber fühlte er, wie Bonschariant sich in die Luft hob, höher und immer höher, bis er endlich im Mondlichte den Rhein wie ein breites Band unter sich erglänzen sah. „Gott sei mir gnädig!“ bebte es auf Sibodo's Lippen, aber in demselben Momente vernahm er seines Dieners fast unkenntlich gewordene Stimme, welche ihn rauh anfuhr: „Schweige mit deinem Geplärr und halt' dich ruhig, sonst werde ich dir eine Taufe geben, daß du für dein Leben lang daran genug hast!“ Da wurde dem Grafen klar, mit Wem er angebunden hatte; er sagte kein Wort mehr und vollendete, an die Schultern seines vermeintlichen Dieners geklammert, den luftigen Ritt, der ihn zum andern Ufer und in Sicherheit brachte.

Auch nach dieser Begebenheit fuhr Bonschariant fort, im

Schlosse zu Ahr zu verweilen. Sibodo hatte zwar eine gewisse Scheu vor ihm bekommen und die alte Herzlichkeit war verschwunden; da aber der lange Umgang mit dem Bösen seine Zweifelsucht und Ungläubigkeit vermehrt hatte und er ihn stets als einen treuen Diener befunden, so suchte er seine Gewissensbisse dadurch zu unterdrücken, daß er sich selber sagte: er habe doch mit dem Schwarzen nie einen Bund geschlossen und dieser besitze keine Gewalt über ihn. So beruhigte sich Sibodo und das Verhältniß blieb dasselbe. Auch that Bonschariant alles Mögliche, die Gunst seines Herrn zu bewahren. Es traf sich, daß Beide einmal nach Köln ritten und dort in eine Herberge einkehrten. Sibodo hatte sich schon längst zur Ruhe begeben, als sein Begleiter in seine Kammer stürzte und ihn mit den Worten: „Steht auf, Herr, oder ihr seid verloren!" weckte. In großer Angst sprang der Graf vom Lager und hatte kaum Zeit, seinen Mantel umzuwerfen und in's Freie zu eilen, als schon das ganze Haus zusammenstürzte und Alle, die es bewohnten, unter seinen Trümmern begrub.

Jahre waren unterdessen vergangen, und Sibodo war in allen weltlichen Dingen glücklich gewesen. Da erkrankte seine Gattin schwer und die herbeigerufenen Aerzte eröffneten ihm, es sei keine Hoffnung, daß sie wieder genesen werde. Ein Anderer, der eben hinzutrat, sprach: „Eine Arznei weiß ich, welche die Kranke retten kann, aber es wird unmöglich sein, sie zu erhalten. Es ist Milch von Löwinnen, mit Drachenblut vermischt. Als Sibodo das vernahm, ward er gar sehr betrübt, denn er hielt nun seine edle Hausfrau für verloren. Bonschariant aber tröstete den Grafen mit den Worten: „Wenn das die Gräfin retten kann, so verlasset euch auf mich und sie soll genesen", und damit war er verschwunden; die andern Diener hatten ihn wegreiten sehen. Nach zwei Stunden trat er wieder in's Zimmer, die Gräfin nahm die Arznei, welche er brachte und erhob sich bald völlig hergestellt von ihrem Krankenlager.

Wo Bonschariant gewesen, erfuhr Niemand als sein Herr. Die edle Gräfin, welcher die Sache etwas verdächtig vorkam, lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr entdeckte, was es mit dem angeblichen Diener für eine Bewandtniß habe. Als sie das erfuhr, erschrack die gottesfürchtige Frau sehr und drang in Sibodo, den schrecklichen Diener zu entfernen. Das aber wollte Sibodo nicht und stellte ihr vor, wie dienstfertig Bon-

schariant sich stets gegen ihn erwiesen und wie er ihr und ihm selbst das Leben gerettet habe. Alles was die Gattin vom Grafen erlangen konnte, war, daß er versprach, dem Herrn eine Kirche und ein Kloster zu erbauen. Der größte Theil des Landes war damals von dichter Waldung bedeckt, welche eine Fortsetzung der Ardennen war und auch so benannt wurde. In dieser Waldung lag eine Anhöhe, welche man das Steinfeld nannte, weil der Boden durch und durch felsig war. Diesen Ort erwählte die Gräfin, um daselbst die Bauten aufzuführen, zu welchem sie ihren Gemahl vermocht hatte.

Da der Ardennenwald ganz mit Wild angefüllt war, so pflegte Sibodo darin oft zu jagen. Als er nun einmal daselbst sich auf der Jagd befand, von Bonschariant begleitet, lenkte er sein Roß nach der Gegend des Steinfeldes hin. Als sie des Ortes ansichtig wurden, begann er folgendermaßen: „Dieser Wald ist so weit entlegen von unserm Schlosse, daß die Jagd in demselben immer mit großer Beschwerde verbunden ist, weil es an Wohnungen fehlt, wo wir einkehren könnten. Ich habe also beschlossen, auf dem Hügel, den wir vor uns sehen, ein Haus zu erbauen, das uns als Jagdschloß dienen soll und in welchem wir fröhliche Gelage halten mögen. So beweise mir denn auch wieder deinen guten Willen und helfe mir bei dem Werke."

Als der Teufel hörte, zu welchem Zwecke das Gebäude dienen sollte, war er sehr froh und allsogleich bereit, dabei thätig zu sein. Kalk und Steine waren bald herbeigeschafft und ein felsenfestes Fundament gelegt. Obgleich Bonschariant der einzige Baumeister war, erhob sich die Mauer schnell zu einer großen Höhe. In kurzer Zeit stand ein stattliches Gebäude da mit geräumigen Sälen und Gängen. Als nun nur wenig noch zur Vollendung fehlte, dachte der Graf: Nun kann ich meinen Vorsatz ausführen und dem ohne Mühe und Kosten erbauten Hause seine wahre Bestimmung geben. Hierauf stieg er zur höchsten Spitze des Baues hinauf und pflanzte dort ein Kreuz auf, welches er zu diesem Zwecke bereit und verborgen gehalten hatte. Kaum war dies geschehen, so erschien der Teufel in der Luft, einen gewaltigen Stein tragend, den er in den Thurm einmauern wollte. Als er aber das Kreuz erblickte, stieß er eine laute Verwünschung aus und schleuderte den Felsblock mit aller Macht von sich, damit er auf das Gebäude fiele. Der Stein jedoch nahm, von einer unsichtbaren Hand getragen, eine

andre Richtung, rollte über den Boden weg und blieb erst bei dem jetzigen Oertchen Dieffenbach liegen, wo man ihn noch unter dem Namen: „der Teufelsstein" dem Fremden zeigt. Auf der Burg zu Ahr ließ sich von jenem Tage an Bonschariant nicht mehr blicken. — Das Kloster zu Steinfeld aber wurde bald darauf vollendet. (Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden, herausgegeben von Alfred Reumont.)

Die Entstehung des Klosters Cönisstein.

Hirten aus Kell, welche eben ihre Herden im Walde hüteten, erblickten in der Ferne ein Licht. Indem sie sich demselben näherten, fanden sie an einem mit Dornen bewachsenen Orte ein Bild, welches die schmerzhafte Muttergottes, Christus auf dem Schooße haltend und den heiligen Antonius, den Eremiten, vor ihr knieend, darstellte. Das Bild wurde in die Kirche St. Lubentii zu Kell gebracht, fand sich aber am folgenden Tage an der vorigen Stelle im Dickicht wieder. Der Erzbischof Werner ließ deshalb nahe bei dem Orte, wo das Bild gefunden worden war, eine Kapelle bauen und dieses Bild darin aufstellen. Die vielen Wunder, welche sich an diesem Gnadenorte ereigneten, zogen eine Menge Wallfahrer zu demselben und so entstand in der Folge daselbst ein Kloster, welches man St. Antonistein oder Tönisstein nannte. (Bärsch, Eifl. illustr. 3. B. 2. I. Abth. 2. Absch. S. 69.

Die Entstehung der Abtei Laach.

In der Nähe des Laacher See's lebte in Vorzeiten auf dem Schlosse Altenburg der Pfalzgraf Heinrich II. mit seiner Gemahlin Adelheid. Beide waren fromm und gottesfürchtig und hatten schon lange den Wunsch gehegt, zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria und des heiligen Nikolaus ein Gotteshaus zu gründen. Sie waren aber unschlüssig über den Ort, an welchem dasselbe errichtet werden sollte. Da wurde nicht bloß ihr Vorhaben durch himmlische Zeichen gebilligt, sondern auch der Ort des zu gründenden Klosters ihnen durch höhere Erscheinungen bezeichnet. Das fromme Ehepaar sah nämlich von seinem, auf einem Berge gelegenen Schlosse aus bei nächtlicher Weile das ganze waldumkränzte Thal und den Spiegel des See's von

Lichtern und Flämmchen erhellet. An diesem Orte erbauten sie daher das Gotteshaus, welches zu errichten sie so lange das Verlangen getragen hatten.

Engel schauen.

Zu Himmerod lebte ein Laienbruder, der Aufseher über die Scheunen des Klosters war; ein guter und braver Mann. Oft sah ein anderer gar einfaltvoller Laienbruder desselben Klosters neben jenem einen Engel, wenn er, einige Arbeiten zu verrichten, ausging. Als dieser dem Abt Hermann das hinterbrachte, sprach derselbe: „Nun wirst du den Engel nicht mehr sehen, weil du von seiner Erscheinung gesprochen." Das ist auch eingetroffen. (Caes. heisterbac. dial. VIII. c. 43.)

Die Verbannung der Nachtigallen.

Die strenge Regel war im Kloster zu Himmerod vergessen und die Zucht unter den Mönchen gesunken. Da nahte der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, um der Verderbniß zu wehren und die Mönche mit Gottes Geist neu zu beleben. Als nun an einem Maiabende durch das offne Fenster der Zelle des Heiligen der weiche Ton der Nachtigallen in sein Ohr drang und sein Herz in süße Träume einwiegen wollte, da ward seinem Geiste klar, was an der Verweichlichung der Mönche die Schuld trug. Und er erhob zürnend seine Hand und beschwor die Nachtigallen, hinweg vom Kloster Himmerod zu fliegen und nicht länger mit ihrer Stimme wohllüstigem Laute der Brüder Sinn zu bethören. Da flog der Sängerinnen Chor, geschreckt von seinem Dreuen, davon und zwar zu dem Kloster Stuben an der Mosel, und die Verführerinnen kehren nie wieder. (Montanus. Carl Simrock).

Bruder Karl von Himmerod.

Ein junger Kölner Ritter, dessen Vater der Apostelkirche Bausteine schenkte, damit am Tage des Gerichts die Schale seiner Gutthaten schwerer wiege, trieb sich lange im Feld und an den Höfen herum, wo seine Schönheit und Tapferkeit ihn überall beliebt machten. Als er aber einst mit seinem Genossen von

einem in Worms abgehaltenen Turnier nach Mainz ritt, kamen die beiden Freunde in ein liebliches Gefilde, das reich war an Blumen und springenden Quellen. Stumm durchzogen es die beiden Ritter; dann eröffnete Einer dem Andern seine Gedanken, wie sie der reizende Ort, als er geendet, an den Untergang und die Eitelkeit alles Dessen, was in der Welt grüne und blühe, erinnert habe. Sie beschlossen, über Meer zu fahren und für den Glauben zu kämpfen fünf Jahre lang; nach Ablauf dieser Frist wollten sie zu Himmerode in den Orden treten. Gerhart Voskart, Karl's Genosse, erhielt indessen bald eine so bedeutende Wunde, daß er sich veranlaßt fühlte, den bedungenen Zeitraum abzukürzen; Karl wartete die Frist ab und ließ sich dann in Himmerode aufnehmen. Als er eingekleidet wurde, zeigte sich über seinem Haupte eine Taube.

(Caesar Heisterbac dial. VIII. 63. Hist. monast. Vilar. ap. Martene et Durand nov. thes. III. p. 131.)

Der Kalvarienberg bei Ahrweiler.

Nach der Sage war auf diesem Berge, die Koppe genannt, in alten Zeiten eine Richtstätte. Ein Ritter, welcher im Jahre 1440 aus Palästina zurückkehrte, fand die Gegend von Ahrweiler jener von Jerusalem sehr ähnlich und die Entfernung der Koppe von der Pfarrkirche zu Ahrweiler jener von Golgatha bis zum Hause des Pilatus gleich. Man verlegte daher die Richtstätte nach dem Ellich, erbaute auf der Koppe eine Kapelle und gab jener den Namen Kalvarienberg. Diese Kapelle wurde allmählig zu der jetzigen Kirche erweitert, welche ein von vielen Gläubigen besuchter Wallfahrtsort ist. (S. Eiflia illustr. von Bärsch, 3. B., I. Abthl. 1. Absch. S. 454.)

XVI.

Kirchen und Kapellen.

Die Stiftskirche zu Kyllburg.

Auf dem Bergrücken, an dessen Abdachung der Flecken Kyllburg angebaut ist, entdeckten mehre Kinder im Gehecke, „Zu der

Stauden" genannt, ein Marienbild. Dasselbe war beinahe ganz mit Erde und Gesträuch bedeckt und aus Stein angefertigt. Als das Bild zu Tage gefördert, konnte Alt und Jung nicht genug die himmlische Milde und Schönheit bewundern, welche sich in dem Gesichte desselben aussprach. Man wollte im Orte eine Kirche erbauen und in dieselbe das Bild versetzen, weßhalb es von der Fundstelle in den Ort gebracht wurde. Am andern Morgen befand sich das viele Zentner schwere Marienbild jedoch wieder an jener Stelle, woraus man erkannte, daß es dort belassen werden wolle und deshalb auch an dieser Stelle die Kirche erbaute, welche später eine Stiftskirche wurde. Noch heute heißt das Bild: „Maria zu der Stauden."

Die drei heiligen Jungfrauen zu Auw.

In der an der Kyll gelegenen Kirche zu Auw befindet sich ein aus Holz geschnitztes Bild, welches drei Jungfrauen darstellt, die auf einem Esel sitzen. Die mittlere derselben hat die Augen verbunden. Unter dem Bilde stehen die Namen: Adela, Clotildis und Irmina. Am rechten Ufer der Kyll erhebt sich eine Felswand, das „Eselchen" genannt, und auf derselben steht ein Kreuz mit folgender Inschrift:

„Hie sein zu sehen Wundermahl,
So hinderließ dazumal
Da der heiligen Jungfauen drei
Wurden verfolgt hie vorbey.
Der Esel darauf sie fasen,
Wolt sie doch nicht verlasen,
Und ihr Leben zu gewinnen,
Gleich über die Kyll thut springen,
Selbe auf dem Ufer setzet
Ganz unverletzet."

Am linken Ufer der Kyll, dem vorgenannten Kreuze gegenüber, befindet sich ein zweites Kreuz. Ueber die Bedeutung des erwähnten Bildes und der beiden Kreuze gibt uns die Legende folgenden Aufschluß:

Im Anfange des 7. Jahrhunderts saß auf dem australisch-fränkischen Throne Dagobert I., berüchtigt durch seine Grausamkeit, Willkür und Wollust; letztere zu befriedigen, war ihm nichts zu heilig. Als daher ihm Berchar, der Vertraute seiner Schandthaten, eines Tages berichtet hatte, in all' seinen Landen seien

nirgends größere Schönheiten zu finden, als in den Mauern des Klosters zu Manz, brach er eilig dahin auf und fand daselbst wirklich drei Jungfrauen von bewunderungswürdiger Schönheit. Dieselben waren aber seine leiblichen drei Schwestern, welche hier in Zurückgezogenheit ein gottgefälliges Leben führten. Nichtsdestoweniger ließ sie Dagobert an seinen Hof bringen und versuchte durch allerlei teuflische Ränke ihre jungfräuliche Tugend wankend zu machen; — aber vergebens. Da gerieth der König in entsetzlichen Grimm, schwur, die Jungfrauen alle drei sollten elendiglich umkommen und ließ sie in einen schaurigen Kerker werfen. Aber der Himmel verließ seine Geweihten nicht; ein fränkischer Kriegsoberster Namens Norbert befreite die drei Jungfrauen des Nachts mit seinen Mannen aus ihrem Kerker und floh mit ihnen nach Deutschland. Kaum hatte dies der König erfahren, so setzte er zornerfüllt ihnen nach und erreichte die Entflohenen in den Eifelgebirgen, wo er Norbert's Schaar bis auf den letzten Mann niedermachte. Die drei Schwestern aber waren durch eine Fügung des Himmels Tages zuvor von ihren Begleitern abgetrennt worden. Als sie sich eben auf die schroffen Höhen bei Aum geflüchtet hatten, gewahrten sie plötzlich ihre Verfolger, die zu ihrer Aufsuchung im Gebirge umherstreiften, im Rücken. Wohin sich retten? — Tief unter sich die reißende Kyll, auf beiden Seiten schauerliche Abgründe und hinter sich die Verfolger mit gezucktem Schwerte. In dieser unbeschreiblichen Noth sanken die drei Schwestern auf die Knie und flehten zu Maria, der Himmelskönigin; dann bestiegen alle drei vertrauensvoll ihr Lastthier, welches ihre Habseligkeiten trug, und dasselbe setzte mit ihnen über den Kyllfluß hinüber. Wohlerhalten gelangten sie an die Stelle des jenseitigen Ufers, welche noch heute ein Kreuz bezeichnet. Die Verfolger aber kehrten plötzlich, wie von Blindheit geschlagen, um. Die drei Schwestern waren so gerettet. Die Leichen ihrer erschlagenen Begleiter, welche sie im Thale fanden, begruben sie unter Thränen und Wehklagen hier und dort; die Köpfe aber senkten sie in geweihter Erde ein und bauten darüber ein Kirchlein. (Das Kyllthal, von Dr. Schneider. Menk Moselsagen 1840, S. 178. Panzer Vertr. 1848, S. 348.)

Das Schankweiler Kläuschen.

Inmitten der Orte Schankweiler und Farschweiler im Kreise Bitburg liegt, umgeben von Wald, auf einer Anhöhe die Klause

von Schankweiler. An den Zügen, welche im Mittelalter die Gläubigen zur Eroberung des h. Grabes unternahmen, hatte auch ein Mann aus dem Luxemburgischen Theil genommen und war dabei in Gefangenschaft gerathen. Er hatte gelobt, wenn er wieder aus der Gefangenschaft erlöset und in seine Heimath zurückkehren würde, an der bezeichneten Stelle eine Kapelle zur Ehre der h. Mutter Gottes zu errichten. Auf ihre Fürbitte wurde er aus den Banden der Ungläubigen wirklich befreit und erfüllte, in seiner Heimath angelangt, sein Gelübde.

Die Kirche zu Malmedy.

Als der h. Remaculus in der Einöde, wo jetzt Malmedy liegt, eine Abtei und Kirche errichten wollte und dazu den Grundstein legte, erschien der Satan und fragte, was denn das für ein Gebäude, so man in dieser Wüste errichten wolle, werden solle? Der Baumeister erwiderte ihm: „Es wird ein Spiel- und Lustbaus jeglicher Art.“ Das gefiel dem Satan über die Maßen und er half desbalb rüstig Hand an's Werk legen, so daß dasselbe rasch voranschritt. Bereits war man damit so weit gekommen, daß am Kirchengewölbe nur mehr der Schlußstein fehlte. In der Mitte desselben befand sich nämlich eine sehr große, runde Oeffnung, welche mit einem einzigen Steine, dem Schlußsteine ausgefüllt werden mußte. Der Satan erbot sich, diesen Stein, der aus weiter Ferne bergeholt werden sollte, herbeizuschaffen und begab sich desbalb sofort auf die Reise. Der h. Remaculus, welcher wußte, auf welchem Wege der Satan zurückkehren sollte, ließ sich nun einen Tragkorb mit abgenutzten Schuhlappen füllen, hing denselben an und reiste jenem entgegen. Er begegnete dem Satan zwei bis drei Stunden von Malmedy entfernt auf dem Veen und Letzterer, der seiner ungeheuren Last schon recht müde geworden, fragte den Heiligen: „Wie weit habe ich noch bis Malmedy?“ Der h. Remaculus erwiderte ihm: „Ich komme eben daher, kann dir aber nicht sagen, wie weit du noch zu reisen hast. Wenn du aber so viele Schuhlappen abgelaufen hast, als ich bisher, dann magst du an Ort und Stelle sein.“ Da warf der Satan den Stein, den viele Pferde nicht fortzuschleppen vermögen würden, mißmuthig auf die Erde hin und ging betrübt von dannen.

Wie Andere erzählen, war der Teufel mit seiner ungeheuren Last bis zu dieser Stelle gekommen, da er aber daselbst etwas

raſten wollte, hörte er den Chorgeſang der Mönche in Malmedy, und da er daraus erkannte, daß er betrogen ſei, warf er den Stein im Aerger auf die Erde, daß derſelbe theilweiſe in ſie hineinfuhr und eilte voll Verdruß von dannen. — Den Kindern erzählt man, wenn der Teufelsſtein es höre Mittag läuten, ſo drehe er ſich dreimal herum, was denn auch Niemand im Ernſte bezweifeln wird.

Vom heiligen Remaculus berichtet die Volkslegende ferner, daß er den Teufel aus einem Brunnen, in welchem derſelbe ſich huldigen ließ, vertrieben habe. Ebenfalls ſagt man, daß, wenn es am Gedächtnißtage des Heiligen (5. September) regne, eben ſo viele Kornhalme aus der Erde hervorſproßten, als Tropfen auf das Kornfeld fielen.

Die Büſchkirche.

Der Graf von Gerolſtein wollte eines Tages mit ſeiner Gemahlin eine kleine Reiſe machen und fuhr in einer Kutſche durch den oberhalb der Burg gelegenen Wald. Als Beide an die Stelle im Walde kamen, welche „Eichenpfad" genannt wird, überfiel die Gräfin eine unbeſchreiblich große Angſt. Sie drang in ihren Gemahl, daß ſie ausſteigen und den Eichenpfad wandeln ſollten. Das geſchah denn auch. Als nun der Kutſcher ſich in der Mitte des Waldes befand, ſprangen bewaffnete Räuber aus dem Dickicht hervor, ſchoſſen durch die Kutſche, worin ſich vermeintlich der Graf und die Gräfin befanden, und eine Kugel fuhr Jenem durch den Hut. Die Pferde, durch dieſen Ueberfall erſchreckt und zudem von der Peitſche des Kutſchers angetrieben, flogen über den Weg hin und entkamen mit dem Lenker. Der Graf und die Gräfin aber kehrten, als ſie die Schüſſe vernahmen, auf dem Pfade um und erreichten unverſehrt ihre Burg. Zum Danke nun gegen Gott, der ſie ſo wunderbar errettet, erbauten ſie an der Stelle, wo der Raubanfall ſtattgefunden hatte, eine Kirche und ließen nicht weit davon entfernt ein Kreuz, das „Röppelskreuz", errichten. Die Kirche erhielt den Namen „Büſchkirche". In ſpäterer Zeit wohnte in der Nähe dieſer Kirche ein Einſiedler und täglich wallten Einwohner von Gerolſtein zu dieſer geheiligten Stätte, um daſelbſt in der Einſamkeit ungeſtört der Andacht zu pflegen. An der Stelle der Kirche, die ſeit einiger Zeit zerfallen und abgebrochen war, iſt gegenwärtig von frommer Hand ein Kapellchen errichtet.

Der weiße Hirsch in Zülpich.

Es war einst in alter Zeit, daß auf Weihnachten ein Geistlicher in der St. Peterskirche zu Zülpich am Altare stand, um seine heiligen drei Messen zu lesen. Da fand er auf einmal, daß er keine Hostie hatte und also auch das Meßopfer nicht verrichten konnte. Leider war auch zu dieser Zeit in ganz Zülpich keine Hostie aufzutreiben, und die Leute hätten doch auch gern auf den heil. Weihnachtstag eine Messe gehört. Der Herr fing darauf an zu beten und da kam ein weißer Hirsch gelaufen, der hatte eine Hostie unter der Zunge, die war noch gut und trocken, und er reichte sie dem Herrn, der nun am Altar zurecht kommen konnte. Der Hirsch war schnurstracks von Cöln durch die Vill bis nach Zülpich gelaufen und sein Weg heißt noch bis heute die Zülpicher Landstraße. (E. Weiden, die Vorzeit Cölns, S. 195.)

Die Barbarakapelle zu Münstereifel.

Ueber das Entstehen dieser Kapelle, welche noch nicht so sehr lange abgebrochen ist, berichtet die Sage also: Ein Bischof von Trier, welcher nach Cöln reiste, kam durch das Petersthal (Erfthal) und wurde daselbst von Räubern überfallen. In der großen Gefahr, worin er sich mit seinem Gefolge befand, nahm er seine Zuflucht zur Fürbitte der heil. Barbara und entkam mit seinen Begleitern glücklich den Händen der Räuber. Zum Danke aber für diese Rettung erbaute er an derselben Stelle eine Kapelle zur Ehre der h. Barbara. (Jak. Katzfey, Geschichte der Stadt Münstereifel ꝛc.)

Die Kapelle bei Pützfeld an der Ahr.

Auf der linken Seite der Ahr, dem Dorfe Pützfeld gegenüber, steht eine alte Kapelle, welche aus folgender Veranlassung errichtet worden sein soll.

In Pützfeld hatten die Grafen von der Leu ehemals ihren Stammsitz. Zur Zeit nun, als der letzte Sprosse dieses Geschlechtes daselbst residirte, lagerte zu gewissen Stunden des Tages ein Fuchs in der Nähe an einem Fußpfade, welcher die Vorübergehenden sehr quälte und ängstigte. Dieser Fuchs fuhr nämlich den Vorübergehenden mit der Geschwindigkeit des Blitzes auf die

Schultern und je mehr sie sich bemühten, seiner los zu werden, um so schwerer wurde er für sie, so daß sie endlich zu Boden stürzten, alle Besinnung verloren und eine Zeitlang in diesem Zustande da lagen.

Eines Tages, es war Nachmittag, kam jener Graf desselben Weges und wollte in seine Behausung und zu den Seinigen zurückkehren. Er war auf dem Felde bei seinen Arbeitsleuten gewesen, welche er auch diesmal, wie er zu thun pflegte, mißhandelt hatte. Als er an die Stelle kam, wo sich der Fuchs gewöhnlich aufhielt, verdoppelte er seine Schritte, aber im Nu saß ihm der Fuchs auf den Schultern und drückte ihn zu Boden, wo er besinnungslos lag. Als er wieder zu sich kam, war es bereits stockfinstere Nacht, und indem er sich aufmachte, um zu seiner Behausung zu gelangen, fand er sich bald an einem lebensgefährlichen Abhange. Hier nun gelobte er, ein Kirchlein zu erbauen, wenn der liebe Gott ihn wieder zu den Seinigen gelangen lassen würde. Der Herr aber lenkte seine Schritte zu den Seinigen und schon am andern Tage begann der Graf sein Gelöbniß zu erfüllen.

Ueber den tückischen Fuchs aber berichtet die Sage so: Einer der Grafen von der Leu hatte seine Freude daran, unschuldige Kinder zu schrecken. Eines Tages kam ein Häuflein munterer Kinder des Weges, und indem der Graf sie gewahrte, legte er sich in ein Versteck, lief dann beim Herannahen der Kinder auf Händen und Füßen auf sie los und versetzte sie so in einen solchen Schrecken, daß mehrere vor Angst bewußtlos hinsanken, andere in die vorbeifließende Ahr stürzten. Als er selbst an dem Flusse ankam, sah er eines der Kinder, welches ertrinken mußte; aber statt dasselbe zu retten, hielt er es mit seinem Stabe unter dem Wasser, bis es den Geist aufgab, wo er sich unter teuflischem Lachen entfernte. Zur Strafe nun ward er zu einem Fuchs und die bezeichnete Stelle ihm zum ewigen Aufenthalte angewiesen.

Die Jungfrauen-Kapelle.

Wenn man von Heppingen aus zu den Trümmern der Landskron emporsteigt, gelangt man zu einer Kapelle, welche die Jungfrauen-Kapelle genannt wird. In derselben befindet sich eine von Basaltsäulen gebildete Grotte, welche als Sanctuarium der dicht an die Felswand gebauten Kapelle dient. Des Kirchleins Erbauung erzählt die Sage.

Ein Ritter der Nachbarschaft, der vergeblich um eine der drei Fräulein von Landskron gefreit, brach in Abwesenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand in's Schloß ein. Wie der heißhungrige Wolf seiner gewissen Beute, dem Lamme nachjagt, so eilte der Ritter racheschnaubend von Gemach zu Gemach, aber er fand nicht, was er suchte. In der Verwirrung hatten die Burgfräulein ihre Gemächer verlassen, waren ungesehen über den Schloßhof gekommen und auf die Felskante geflüchtet, die noch heute schroff die Kapelle überragt. Aber alsbald gewahrten sie den schrecklichen Mann, dem die brennende Burg als Leuchte diente, sich ihnen nahen, und vernahmen, wie er seinen Leuten befahl, ihm die Burgfräulein lebendig oder todt zu überliefern. Ihre Ehre zu retten, sprangen diese auf den Felsen herab, der jetzt die Kapelle trägt. Dort verschwanden sie dem Blicke des Verfolgers; der Fels hatte sich aufgethan und eine Grotte gebildet, die sich hinter ihnen schloß; in der Grotte entschliefen sie. Unterdessen kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erschlug den Räuber mit seinen Gesellen. Im Schmerz über seine Töchter wachend, sah der Herr von Landskron in der dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felsengrotte wies. Unversehrt traten die Fräulein aus der Grotte, und ein Kirchlein wurde dem Herrn zum Lobe und Danke und zur ewigen Erinnerung der wundersamen Errettung der drei Burgfräulein fest an die Grotte erbaut. (Kinkel, die Ahr, S. 209. Weyden, das Ahrthal, S. 76.)

Frankirchen.

Auf dem Schlosse Hochsimmern zu Mayen lebte der Pfalzgraf Siegfried mit seiner Gemahlin Genovefa. Diese war eine Herzogin von Brabant und verwandt mit Carl Martell, der damals das fränkische Reich beherrschte. Als Carl Martell alle Grafen und Ritter des Reiches entbot, um den furchtbaren Arabern, welche von Spanien aus in Frankreich einzudringen suchten, Wehr entgegen zu stellen, rüstete sich auch Siegfried mit seinen Mannen. Am Tage der Abreise trug er seinem Hofmeister Golo auf, mit aller Sorgfalt für das Wohl der Genovefa, welche bis zu seiner Rückkehr auf dem Schlosse zu Mayen bleiben sollte, zu wachen. Genovefa's Schönheit machte Eindruck auf den Golo, und er wollte seiner Gebieterin Böses zumuthen. Diese aber, nicht

weniger tugendhaft als schön, verabscheute den Bösewicht und sein Laster. Sie machte ihm Vorwürfe über seine Pflichtvergessenheit; allein dies bewegte ihn nicht zur Reue, sondern nur zur Rache, wozu sich eine folternde Furcht vor seinem Herrn gesellte. Als er selbst sich nicht mehr zu helfen wußte, da half ihm ein altes böses Weib, indem sie ihn belehrte, wie er sich rächen und retten könne. Es zeigte sich nämlich, daß die Pfalzgräfin in Folge ihrer ehelichen Liebe gesegnet war, und das gedachte der Bösewicht zu benutzen, um ihr den Untergang zu bereiten. Mit einem Kochе sollte sie gesündigt haben. Golo sperrte daher die Pfalzgräfin in einen Thurm*) der Burg ein, wo sie bald von einem Knäblein, Schmerzenreich genannt, genas.

Der Pfalzgraf wurde insgeheim von der angeblichen Untreue seiner Gemahlin in Kenntniß gesetzt und um Verhaltungsbefehle gebeten. Siegfried, höchst entrüstet, befahl die Genovefa mit ihrem Kinde hinzurichten. Golo säumte nicht, diesen Befehl zu vollstrecken und seine teuflische Bosheit zu krönen. Der fälschlich angeschuldigte Diener wurde hingerichtet, und Genovefa und ihr Söhnlein sollten heimlich aus dem Wege geschafft werden, damit kein Aufsehen entstehe. Sie wurde daher des Nachts von zwei Männern in den naheliegenden Wald geführt, um hier als Opfer der Ränke Golo's ihr Leben zu enden; aber ihr Flehen und Jammern um das Leben des lieben Kindes erweichte Jener Herzen. Sie ließen ihr und ihrem Kinde das Leben, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich nie mehr sehen lasse, damit sie nicht selbst ihre Erbarmung und Nachsicht schrecklich büßen müßten. Die Pfalzgräfin zog sich nun mit ihrem Kinde tief in des Waldes Dickicht zurück, wo sie sechs Jahre und drei Monate hindurch im größten Elende, nur von Kräutern, Wurzeln und der Milch einer Hirschkuh genährt, ihr und ihres Kindes Leben fristete. Golo war inzwischen guter Dinge; denn er wähnte sich gerächt und gerettet. Doch Gott ist wunderbar in seinen Rathschlüssen und Wegen! —

Siegfried kehrte ruhmbedeckt aus dem Kriege wieder heim; allein die Burg war ihm zu enge, und tausend Gedanken, Gesichte und Ahnungen, welche er sich nicht zu erklären wußte, quälten ihn Tag und Nacht. Golo, der dies merkte, gab sich

*) Ein Thurm des Mayener Schlosses heißt noch der „Genovefa-Thurm."

alle Mühe, seinen Herrn zu zerstreuen; doch der Pfalzgraf versank immer mehr in Schwermuth und Trübsinn. Um diese zu verscheuchen, wurde beschlossen, ein großes Gastmahl zu veranstalten, bei dem alle Ritter und Herren der Umgegend erscheinen sollten. Am Tage vor dem Feste der heiligen drei Könige wurde deßhalb eine große Jagd gehalten, um die Tafel mit Wildpret zu versehen. Die treue Hirschkuh der Genovefa kam alsbald in die Jagd. Als man sie verfolgte, setzte sie auf Genovefa zu, um bei ihr Schutz zu finden. Die Jäger eilten herbei, um sie zu erlegen, und siehe da, sie erblickten eine entsetzlich verwilderte Gestalt neben der Hirschkuh mit einem muntern Knaben. Siegfried selbst eilte herbei und erkannte alsbald in jener seine Gemahlin. Er überließ sich ganz seiner Freude ob des Wiedersehens, und der ganze Wald hallte fröhlich wieder von dem Freudenschalle der Hüfthörner.

Um Golo war es jetzt geschehen; denn Siegfried, welcher schon früher seine Uebereilung herzlich bereut und gerne auf alle mögliche Weise wieder gut gemacht hätte, ließ den Golo gleich darauf hinrichten *). Die Pfalzgräfin lebte zwar nicht lange mehr, aber nun konnte sie ruhig von dieser Welt scheiden; denn ihre Unschuld war offenbar worden, und ihres Namens und Standes Schande getilgt und gesühnet. Sie starb den 2. April des Jahres ihrer Wiederauffindung, und wurde auf der Stelle beerdigt, wo sie in der Wildniß gelebt hatte. Siegfried ließ späterhin über ihrem Grabe eine Kapelle errichten, die Frauenkirche genannt. Er selbst fand nach seinem Tode, der 740 erfolgte, hier seine Ruhestätte, wie auch sein Sohn. (S. Beiträge zur Geschichte der Stadt Mayen von Hansen, S. 45 ff.)

Genovefa soll noch oft hinter dem Hochaltar jener Kapelle sitzen und spinnen; aber nur Sonntagskinder hören ihr Rädchen schnurren, gewöhnlichen Menschen scheint es das Plätschern des nahen Baches. (S. K. Simrock Rheinland, S. 309.)

Noch mag hier beigefügt werden: Im Dorfe Obermendig, im Kreise Mayen, soll der Blitz nie eingeschlagen haben; das Dorf ist auf Basalt erbaut, der Kirchthurm ebenfalls darauf errichtet,

*) Diese Hinrichtung soll etwas unter Thür geschehen sein. Man sagt, Golo sei von vier Ochsen zerrissen oder geviertheilt worden. Er treibt noch nächtlich Spuck in einer Wiese, Bierling genannt, an der Südspitze des Cottenheimer Waldes.

und eiserne Stangen setzen den Basalt in Verbindung mit dem Kreuze der Spitze. Ziehen Gewitter über dem Dörfchen, so erscheint nicht selten eine Flamme auf dem Kreuze, und die Einwohner rufen: „Unserer lieben Frauen Genovefa Kerze brennt!" (Aloys Schreiber, der Rhein, Heidelberg 1841, S. 318.)

Der gedrehte Thurm.

Im Schlosse zu Mayen lebte ein Graf und seine Gemahlin, welche mildthätig und gottesfürchtig waren. Beide faßten den Entschluß, dem Herrn ein Haus zu erbauen, für sich und die Bewohner der Hütten, welche im Thale umher standen. Als die Kirche vollendet da stand, kam der Teufel über das Maifeld geflogen, und wie er sie erschaute, faßte er voll Ingrimm den Thurm und drehte ihn um bis auf das Schiff. Er hatte es zwar auf die Kirche abgesehen, doch dieser vermochte er nichts anzuhaben. Und noch heute ragt der gewundene Thurm hehr in die Luft, zum Zeichen, daß der Teufel wider die Kirche des Herrn keine Gewalt hat. (Poetischer Sagenkranz v. J. Th. Meurer u. W. Reuter, S. 29.)

Das Lämmlein.

Als man den Plan entworfen hatte zu dem großartigen und kühnen Baue der Kirche zu Münstermaifeld, und zu dessen Ausführung schreiten wollte, war man um taugliche Steine in Verlegenheit. Da man nach solchen vergeblich in der Umgegend suchte, zeigte sich wiederholt ein wunderschön weißes Lämmlein in dem Gestrüppe des Hatzeporter Gebirges. Wollte sich aber ihm Jemand nahen, so war es augenblicklich verschwunden, ohne daß man wußte, wohin es gekommen war. Endlich entdeckte man an der Stelle, wo das Lämmlein gewöhnlich zu weiden schien, eine eigene Steinart, welche man zum Baue ganz geeignet erkannte. Man grub nach und fand die reichlichsten Lagen. Schnell war eine große Menge Bausteine zu Tage gefördert. Aber, was so wundersam aufgefunden worden, das sollte auch nur zu Gottes Ehre benutzt werden.

Eines Tages, als die zum Baue des Münsters erforderliche Steinmasse bereits gegraben war, wollten mehre Kinder, wie gewöhnlich, ihren dort beschäftigten Vätern das Essen zutragen,

aber siehe, beim Eingange des Steinbruches angelangt, gewahrten sie jenes Lämmchen, und riefen, durch dessen Anblick entzückt: „O, welch ein schönes, weißes Lämmlein!“ Keiner der Arbeiter in der Grube mochte der Letzte sein; um das seltsame Lämmlein zu sehen, eilten Alle, so schnell sie konnten, aus der Grube. Kaum aber waren Alle draußen und staunten die liebliche Erscheinung an, als der Steinbruch hinter ihnen mit großem Getöse einstürzte. Wie sie nun Gott für ihre wunderbare Rettung auf die Kniee gesunken den schuldigen Dank dargebracht hatten und sich entfernen wollten, lagen die Geräthschaften, welche sie in der Grube gelassen, unbeschädigt und wie sie zusammengehörten auf einem der Steinhaufen. Freudig brachten sie hiervon Kunde den Ihrigen, und Alle, welche nah und fern sie vernahmen, dankten dem Herrn für seine schützende Vorsorge.

Man versuchte zwar den eingestürzten Steinbruch wieder aufzuräumen, aber umsonst war die darauf verwandte Zeit und Mühe. Kein tauglicher Stein war mehr zu finden. Die gebrochenen Steine aber reichten auch hin zu des Baues Vollendung, so daß weder Etwas daran ermangelte, noch auch davon erübrigte.

Die Kapelle Mettburg.

In kleiner Entfernung von Monreal, die Elz abwärts, steht die Kapelle Mettburg. Sie wurde von den Herren von Elz aus folgender Veranlassung erbaut.

Eine Tochter des Herrn von Monreal trieb auf einer Eisscholle der hoch angeschwollenen Elz eine Strecke hinab, wurde aber, obgleich man sie für verloren hielt, gerettet. An der Stelle nun, wo das geschah, errichteten die Herren von Elz aus Dankbarkeit die Kapelle Mettburg.

Die Marianische Kapelle zu Driesch.

Diese Kapelle wurde von den Grafen von Manderscheid, von Beysel und von Zandt (1448) erbaut. Die Herren waren jedoch über die Stelle, wo dieselbe zu errichten sei, nicht einig. Da zeigte sich eines Morgens an einer Stelle eine Kapelle im Reif abgezeichnet, und wurde auch da die Kapelle erbaut.

Die Schwanenkirche.

Ein Herr von Pyrmont, welcher in den Kreuzzügen nach Palästina gereist war, gerieth daselbst in die Gefangenschaft

der Sarazenen. Er that das Gelübde, wenn er wieder in seine Heimath käme, daselbst, in der Nähe des Stammschlosses, eine Kirche zu erbauen. Eines Morgens befand sich der Ritter in der Nähe seines Stammschlosses. Als er die Augen erhob, erkannte er dasselbe wieder, ging hinein und gab sich zu erkennen. Eben feierte man daselbst eine Hochzeit, an welcher er sich betheiligte und vergaß, sein Gelübde zu erfüllen. Nach Verlauf längerer Zeit ließ sich ein Schwan hören, welcher „Schwanenkirch! Schwanenkirch!" rief. Darauf erfüllte der Ritter, an sein Gelübde erinnert, dasselbe, und so entstand die Schwanenkirche. — Andere erzählen, ein Schwan habe den Ritter aus der Gefangenschaft auf seinen Flügeln in seine Heimath zurückgetragen, und der Ritter habe an der Stelle, wo ihn der Schwan niedergelassen, eine Kirche gebaut und selbe sei deshalb „Schwanenkirche" genannt worden. (Vgl. Reichensperger, Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, XIX, S. 115. N. Hocker, Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 306. K. Simrock, Handbuch der Myth. S. 420.)

St. Just.

Eine Stunde von Langenfeld (Kreis Adenau) in tiefer und waldiger Schlucht liegt die als Wallfahrtsort berühmte Kapelle des heiligen Jodocus, vom Volke St. Just genannt. Hier lebte in alter Vorzeit der h. Jodocus mit seiner Schwester. Er flehte aber, daß er allda allein seinen Aufenthalt haben und seine Schwester sich von ihm trennen möchte. Und es ward ihm in einem Gesichte kundgethan, daß seine Schwester so weit von ihm entfernt wohnen sollte, als er mit einem Steine werfen würde. Der Heilige stieg aus dem Thale auf die Höhe, wo jetzt noch ein Kreuz sich befindet, und warf einen Stein weg. Derselbe flog bis nach Ues, wo demnach die Schwester des Heiligen ihren fernern Aufenthalt hatte. Auch wird erzählt, daß, nachdem das Bild des h. Jodocus aus der Kapelle in die Kirche des Pfarrortes Langenfeld wiederholt versetzt worden war, dasselbe sich jedesmal des Morgens wieder an seiner Stelle in der Kapelle befunden und deshalb daselbst habe belassen werden müssen.

Gebrechliche, und besonders Solche, welche an Halsübeln leiden, wallfahrten nach St. Just und rufen den Heiligen um seine Fürbitte an.

Die Kirche zu Hilgerath.

Auf einem Berge zwischen Beinhausen und Sarmersbach liegt die Pfarrkirche Hilgerath. Ein Theil der zur Pfarrei Beinhausen gehörenden Dörfer wollte nach der Sage, daß die neu zu errichtende Kirche in's Thal, ein anderer Theil aber, daß dieselbe auf dem in der Mitte von Beinhausen und Sarmersbach gelegenen Berge errichtet werde. Als nun das zum Baue der Kirche erforderliche Bauholz und sonstiges Material in's Thal abgelagert worden war, kamen Diejenigen, welche die Kirche auf dem Berge errichtet haben wollten, des Nachts mit „ungelernten" (d. i. mit an's Ziehen noch nicht gewöhnten) Ochsen, und nachdem die Wagen beladen waren, wurden dieselben von diesen Ochsen ohne Leiter und aus freien Stücken auf den Berg, wo jetzt die Kirche steht, hingeführt. Daraus erkannte man, an welche Stelle die neue Kirche sollte zu stehen kommen, und so ward sie denn auch an der Stelle erbaut, wo selbe noch heute stehet.

Als die Kirche nun aber erbaut war und noch keinen Namen hatte, ließ sich ein Vogel hören, welcher rief: „Hilgerath, Hilgerath!" Darauf hin erhielt die Kirche denn auch diesen Namen.

Eberhard's Fäßchen.

Als der fromme Eberhard (1445) die kleine Kapelle, welche er zu Ehren der Himmelskönigin Maria und auf ihren Befehl in der Nähe von Crames (Kr. Wittlich) erbaut hatte, niederriß, um eine größere seiner „himmlischen Magd", wie er die seligste Jungfau zu nennen pflegte, zu errichten, fand er viele Beihülfe bei den Leuten der Nachbarschaft, die sich beeiferten, unentgeltlich bei dem gottseligen Werke mitzuwirken. Eberhard wollte diesen Arbeitern nun seine Erkenntlichkeit bekunden und sie bei der großen Hitze, in welcher sie ihr Tagewerk verrichteten, durch einen Labetrunk erquicken. Er ließ daher ein Fäßchen Wein von der nahen Mosel holen. Da der Arbeiter aber viele waren, und das Fäßchen klein, ging der Wein bald aus. Zwar hatte der fromme Klausner frühzeitig wieder einen Boten zur Mosel geschickt, um andern Wein zu bringen; dieser aber verweilte gar zu lange. Die Arbeiter, welche die große Hitze sehr erschöpfte, fingen an zu klagen, als sie sahen, daß nichts mehr im Fäßchen sei. Eberhard antwortete ihnen: „Meine liebe himmlische Magd wird

euch nicht verlassen!" Er eilte darauf zu seinem Gnadenbilde und sprach: „Meine liebe Magd, ich habe das Meinige gethan, die Reihe ist jetzt an Dir. Hilf mir und den Meinigen in dieser Noth!" Hierüber kam Eberhard's Freund, der Hofmann von Crames; beide eilten zum Fäßchen und fanden dasselbe zu ihrem und aller Anwesenden Erstaunen und Freude — gefüllt. So berichtet der Pater Wilhelm, welcher 1485 diese und andere Begebnisse zu Eberhardhausen niederschrieb. Im Volksmunde wird dieser Erzählung noch hinzufügt:

Als das Fäßchen schon lange, lange gelaufen, beschlich den Eberhard ein Zweifel, daß es wohl nicht mehr lange so fortgehen werde, und die Neugierde trieb ihn, den Inhalt desselben durch einen Maßstab zu erfahren; da aber hörte das Fäßchen zu laufen auf, gleichsam als sollte seinen Zweifel an den Beistand seiner himmlischen Magd die gerechte Strafe treffen. — Heute noch hört man, so weit sich die Kunde von Eberhard's Fäßchen verbreitet hat, Arbeitsleute, wenn sie bei ihrem Tagewerke der Durst quält und ihnen der labende Trunk abgeht oder ausgegangen ist, sich „Eberhard's Fäßchen" wünschen.

XVII.

Kreuze, Bilder, Statuen.

Das Jungfernkreuz bei Seinsfeld.

Auf dem Wege, welcher von dem Orte Seinsfeld zu der naheliegenden Burg Seinsfeld führt, befindet sich ein altes Kreuz, welches das „Jungfernkreuz" genannt wird. Der Grund seiner Errichtung wird so angegeben.

In der Seinsfelder Burg lebten zwei jungfräuliche Schwestern, von welchen die eine von besonderer Schönheit, die andere hingegen gar nicht wohlgestaltet war. Zwei Brüder, Grafen von Kesselstatt, warben um beide. Als nun nach einem Besuche die Fräulein der Burg die scheidenden Brüder noch eine Strecke begleiteten, geriethen diese in einen Wortwechsel, welcher sofort zu einem Zweikampfe führte, in welchem der eine der Brüder,

von dem Schwerte des andern durchbohrt, todt zur Erde fiel. Die eine Schwester lief in der Verzweiflung in die Burg, raffte alle Papiere zusammen und warf dieselben in's Feuer, und wollte ebenfalls in der Flamme ihr Grab suchen, als die andere Schwester herbeikam, das Letztere verhinderte und ebenfalls noch einen Theil der Urkunden und des Besitzthums der Burg rettete. An der Stelle aber, wo der Graf von Kesselstatt gefallen, errichtete ihm seine Geliebte ein Kreuz.

Der bekehrte Graf.

Auf der Anhöhe des Schloßberges, an dessen Fuße der Flecken Gerolstein sich hinzieht, steht ein aus Stein gearbeiteter Kreuzaltar, bei dem an dem h. Frohnleichnamsfeste der Segen mit dem hochwürdigsten Gute von altersher gegeben wurde. Als dieses eben geschehen sollte, war der auf der Gerolsteiner Burg wohnende Graf, welcher zu dem Lutherthum übergegangen, mit seiner Gemahlin auf die Schwelle des Burgthores getreten, um den Zuschauer abzugeben. Die Gräfin hielt ihr neunjähriges einziges Söhnlein, welches des Gebrauches seiner Glieder noch so unmächtig war, daß es weder gehen noch stehen konnte, auf den Armen. Die versammelte Menge lag bereits auf den Knieen, um den Segen des Allerheiligsten zu empfangen; da verlangte des Grafen Söhnlein mit Ungeduld auf die Erde gestellt zu werden, und — o Wunder! — kaum berührte es dieselbe mit den Füßen, als es in aller Eile dem Altare zulief, sich vor demselben niederwarf, die gefaltenen Händchen hoch emporhob und mit den übrigen Gläubigen den Segen empfing. Von dieser Stunde an aber war das Söhnlein seiner bis dahin gebundenen Glieder mächtig, und der Vater mit seiner ganzen Familie kehrten in den Schooß der Kirche zurück.

Gillenmann's Kreuz.

Zu Gees (Kr. Daun) wohnten vormals mehre Menschen, welche mitnahmen, was sie fanden, mit Ausnahme, wie man zu sagen pflegt, des glühenden Eisens und der Mühlsteine. Dieselben hatten wiederholt aus einem Stalle zu Neroth fette Hämmel gestohlen, ohne daß man ihnen auf die Spur kommen konnte. Der Eigenthümer aber, welcher einen Hund hatte, der

sich gerade Alles gefallen ließ, legte denselben bei die Hämmel in den Stall. Zwei dieser Diebe kamen nun in einer finsteren Nacht wieder und statteten demselben Stalle in derselben Absicht einen Besuch ab. Da gemeinhin die fettesten Hämmel an der Thüre zu liegen pflegen, griffen sie nach dem nächsten an der Thür, warfen denselben auf die Schulter und eilten von dannen. Auf dem Berge zwischen Neroth und Gees angelangt, ermüdet und sich in Sicherheit wähnend, wollten sie etwas rasten und legten den vermeintlichen Hammel dabei etwas unsanft auf die Erde. Dieser aber gab einen unerklärlichen Laut von sich und rannte wie im Fluge auf Neroth zu. Darüber entsetzte sich einer der Diebe derart, daß er plötzlich zu Boden fiel, keinen Schritt mehr gehen konnte und alsbald an derselben Stelle seinen Geist aufgab. Noch heute führt diese Stelle den Namen: „Bei Gillenmann's Kreuz."

Das Kreuz im Büdesheimer Walde.

Im Büdesheimer Walde (Kr. Prüm) hatte sich ein Jäger auf die Lauer gestellt. Es währte nicht lange, da kam ein Reh aus dem Walde hervor, stellte sich hinter das auf einem Kreuzwege stehende Kreuz und blickte scheu umher. Der Jäger drückte auf dasselbe los, aber das Kreuz war dem Reh Schirm und Schutz. Aus Unwillen schoß der Jäger hierauf auf das Kreuz, und siehe, dasselbe blutete statt des dem Tode verfallenen Rehes. Noch heute zeigt der Landmann die rothen Flecken am Kreuze. Den gottlosen Jägersmann aber erreichte alsbald das göttliche Strafgericht: er starb, und obgleich das schon lange her ist, jagt er noch allnächtlich mit seinen zwei Hunden um das Kreuz her und kommt nicht zur Ruhe.

Das Grinerter Kreuzchen.

Zwischen Rockeskyll und Lammersdorf, am Wege auf der Höhe, steht ein Kreuz, das der Sage nach auf folgende Veranlassung hin errichtet wurde. Zu Rockeskyll befand sich eine Mutter mit ihrem Kinde im Garten. Die Mutter sagte zu dem unartigen Kinde: „Ich wünschte, daß dich der Wörwolf nähme!" In demselben Augenblicke sprang ein Wolf über die Gartenhecke, nahm das Kind und eilte damit fort. Auf der Flur Grinert fand man von dem Kinde noch Knochen, welche

der Wolf von demselben übrig gelassen, und daselbst wurde ein Kreuz errichtet.

Das Kreuz vor Wiesbaun.

Am Eingange in den Ort Wiesbaun steht unter einem Lindenbaume ein zehn Fuß hohes steinernes Kreuz. Oben befindet sich das Bildniß des Erlösers, unten rechts das Bildniß der büßenden Magdalena, links das Bildniß eines Ritters, dem der linke Arm fehlt. Unterhalb dieser Figuren befindet sich das Wappen der „Mohr vom Walde", und darunter: „Mohr vom Wald, Schilling von Lansten" nebst der Inschrift:

Oheu!

Cecidit hoc praenobilis et illustris D. Jons Oswaldus Mohr a Wald Dominus de St. Peterswald et Reichsberg quem militum manus circum veniens aetate floridum atque infontem violenter prostravit 17 Octobris 1650.

Cujus anima in sancta pace requiescat. Amen.

Dieses Kreuz nun, dessen Errichtungsgrund die Inschrift angibt, hat zu der Volkssage die Veranlassung gegeben, auf dem „Stückelchen", einem Felde bei Wiesbaun, sei eine Schlacht geliefert worden, in welcher dem Feldherrn der rechte Arm weggeschossen worden sei, worauf derselbe verordnet habe, daß man auf der Stelle, an welcher er seinen Geist aufgeben würde, ein Kreuz errichten sollte. (Eiflia Illustr. etc. von Bärsch, 3. Band, 2. Abth., S. 138.)

Die drei Kreuze an der Nonnenlei.

Von Ouren führt ein schmaler Pfad über schroffe Felsen, an deren Fuße die Our vorbeirauscht, zu der „Nonnenlei" hinauf. An der höchsten und gefährlichsten Stelle dieses Pfades findet man drei sternartige Kreuze in den Felsen eingehauen, worüber die Sage folgendermaßen berichtet:

Ein Ritter von Ouren befand sich mit einem nachbarlichen Ritter in einer Fehde und stand Letzterem mit seinen Knappen und Burgleuten in einem Gefechte gegenüber. Dieses aber fiel zu seinem Nachtheile aus, und es blieb ihm nichts übrig, als eiligst zu seiner Burg zu fliehen. In der Mitternacht gelangte er zwar auf dem bezeichneten gefahrvollen Pfade in die Nähe derselben, aber da war seine Lage eine verzweiflungsvolle. In

der Mondhelle gewahrte er zu seiner Rechten unersteigliche Felsen, zur Linken den hoch angeschwollenen Fluß mit einer hohen, senkrecht abstürzenden Felswand; vor ihm hatte sich ein Theil seiner Verfolger in dem schmalen Pfade gelagert und ein anderer Theil folgte hinter ihm auf demselben Pfade. In dieser Lage flehte der Ritter zu Gott und gelobte, bei seinem Schlosse eine Kirche zu erbauen, wenn ihm Rettung würde. Zur Bekräftigung und zum Gedächtniß dieses Gelübdes hieb er mit seinem Schwerte drei Kreuze in die hinter ihm befindliche Felswand, lenkte dann rasch sein Roß einige Schritte aus dem Pfade einem nahen Felsenvorsprunge zu und setzte von demselben in die schäumende Fluth der Our. Glücklich erreichte er das jenseitige Ufer und entkam so den Händen seiner Verfolger. Der Ritter war aber säumig mit dem Baue der Kirche und wurde derselbe durch einen ähnlichen Vorfall an sein Gelübde erinnert, worauf er dasselbe ohne Verzug vollführte und die „Peterskirche" bei seiner Burg erbaute.

Das Antoniuskreuz.

Oestlich von Uelmen, unfern der Straße, welche von hier nach Cochem führt, gewahrt der Wanderer, auf einer Anhöhe, von welcher eine ausgedehnte Fernsicht gestattet ist, ein Heiligenhaus, das „Antoniuskreuz" genannt. Ueber seine Entstehung berichtet die Volkssage also:

An den Zügen, welche im Mittelalter die Kreuzritter zur Eroberung des heiligen Grabes unternahmen, hatte auch ein Herr von Uelmen (Heinrich) Theil genommen. Nachdem er tapfer wie ein Löwe gegen die Ungläubigen gestritten und sie von der heiligen Stätte hatte vertreiben helfen, kehrte er zu dem Stammschlosse der Väter mit kostbaren Schätzen aus dem heiligen Lande zurück. Auch etwas Erde von dem Grabe Christi hatte der Herr von Uelmen mitgebracht; sie wurde nach seiner Anordnung an einer Stelle, die so weit von der Pfarrkirche in Uelmen entfernt sich fand, als der Calvarienberg von Jerusalem, niedergelegt, und allda das „Antoniuskreuz" errichtet.

„Nickel Aswaldo".

Eine kleine Strecke oberhalb Gonderf erhebt sich am Ufer der Mosel ein einfaches steinernes Kreuz mit der Inschrift: „Nickel Aswaldo", woran sich folgende Erzählung knüpft.

Auf einem Felsen, welcher bei Gondorf sich erhebt, stand in früheren Zeiten ein stattlicher Hof. Der Besitzer desselben, Aswaldo, war ein alter, geiziger Mann, welcher angeblich von Trier hierher gezogen war. Im Thale, nach dem Maifelde zu, lebte ein Müller, welcher in üblem Rufe stand. Aswaldo, welcher auf der Höhe wohnte, war mondsüchtig und wandelte nicht selten nächtlich auf den Felsen umher. Der Müller, welcher dies erfahren, stellte sich alsbald am Abhange der Felsen auf die Lauer und trachtete nach dem Gelde des Nachtwandlers. Er wußte, daß dieser das Haus ganz allein bewohnte und glaubte, sich leicht durch die offene Thüre einschleichen zu können. Er fand aber das Hofthor wohl verschlossen, und da der Mondsüchtige sorglos an dem furchtbaren Abhange wandelte, dachte er, ein einziger Stoß werde ihn für immer verstummen machen. Leise schlich sich nun der Müller hinter Aswaldo, riß ihm den Schlüsselbund aus der Hand und stürzte durch einen Stoß denselben den Felsen hinab, daß seine Glieder an dem spitzen Gestein zerschellten. Hierauf eilte der Müller in's Hofhaus, zündete einen Kienspan an und begann nach den verborgenen Schätzen zu suchen. In einer wohl verschlossenen Kiste lagen unermeßliche Schätze gehäuft. Trunkenen Blickes begann er sich zu beladen und steckte, um mit beiden Händen arbeiten zu können, den Kienspan in die Bretterwand. Während seines Raubgeschäftes aber hatte er nicht bemerkt, daß ein dichter Rauch das Zimmer zu füllen begann. Endlich sah er auf, allein die Flamme hatte schon die ganze Wand ergriffen und deutlich hörte er von dem nahen Thurm des Ortes Lehmen die Sturmglocke läuten. Beladen mit seinen Schätzen wollte er durch die brennenden Pfosten dringen, allein zu spät; das ganze Vordergebäude stand schon in Flammen. Ein brennender Balken zerschmetterte ihm die linke Schulter und bewußtlos sank er nieder. Als er wieder zu sich kam, befand er sich im Freien, umstanden von einer Menge Menschen. Die furchtbar zerschmetterte Leiche Aswaldo's war bereits aufgefunden worden, und zerknirscht gestand der Missethäter sein Verbrechen. Nach drei Tagen starb er unter entsetzlichen Schmerzen an seinen Brandwunden und kam dadurch dem rächenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit zuvor.

Das Pinner Kreuz.

Auf einer hohen Felswand, an deren Fuß die Endert vorbeirauscht und ein Mühlwerk treibt, gewahrt man das „Pinner Kreuz". Von dieser Felswand wurde der Schäfer „Hermann Pinner" eines Abends, als er seine Schafe auf der Höhe sorglos weidete, von einem Jäger herabgestürzt und fand in dem tiefen Thalgrund seinen Tod. Der Jäger warb nämlich um die Maid, welche dem Schäfer in treuer Liebe zugethan war, und da diese ihm ihre Hand versagte, erglühte er von Rache gegen den Schäfer und nahm den günstigen Zeitpunkt wahr, wo er denselben dem sichern Tode weihte.

Das Kreuz auf der Kniebrech bei Cochem.

Ein Hirtenknabe weidete seine Schafe über einem tiefen Abgrunde. Ein Lämmchen, welches sich demselben zu sehr genaht hatte, war ausgeglitten und hing, von einigen Wurzeln und Ranken kaum gehalten, blökend am Abgrunde. Der Knabe wollte lieber sein Leben für das Leben des Lämmchens setzen, als dasselbe verlieren, und klomm bebende die glatte Wand hinab. Allein er stürzte und fand tief unten im Grunde sein frühes Grab. Das Kreuz wurde deshalb dem Andenken an den treuen Hirten geweiht.

Das Prälaten-Kreuz.

An dem Wege von Springiersbach nach Hontheim, auf der Höhe, steht ein Kreuz, welches den angegebenen Namen trägt. An dieser Stelle entkam ein Prälat des Klosters Springiersbach, als er eben von einem Besuche der Klostergüter in der Eifel zurückkehren wollte, gleichsam wunderbar einer Lebensgefahr. Zum Danke für diese Rettung gelobte er die Errichtung des Kreuzes.

Die Geistlichkeit des Klosters mußte jedes Jahr die Prozession der Gemeinde von Hontheim an dieser Stelle in Empfang nehmen und zu dem Kloster geleiten. Diese Obliegenheit des Klosters wurde später dahin abgeändert, daß jeder Wallfahrer hier einen halben Pfannenkuchen und eine Portion Erbsen erhielt.

Das Spinner-Kreuz.

In der Nähe des zwei Stunden unterhalb Trier gelegenen Ortes Mehring steht auf der Spitze des sogenannten Calvarien-

berges ein altes Kreuz, welches das Volk „das Spinner-Kreuz" nennt. Vor langer Zeit wohnte in der Nähe dieses Ortes, wo damals große Verbrecher hingerichtet wurden, ein Mann mit Namen Spinner. Dieser befand sich eines Tages unter den Zuschauern, als daselbst ein Verbrecher an den Galgen gehängt werden sollte und äußerte: „Ich möchte doch gerne wissen, wie es diesem Menschen (dem zu hängenden) zu Muthe ist?" Das hatte dieser gehört, und als der Henker ihm den Strick um den Hals legen wollte, sprach er: „Halt! ich muß noch Etwas bekennen; ich habe einen Mitschuldigen." Als man ihn nun aufforderte, diesen zu nennen, sprach er, auf den Spinner hinzeigend: „Dieser ist es!" Obgleich Spinner seine Unschuld betheuerte, so wurde er doch ergriffen und mit dem Verbrecher in's Gefängniß geführt. Da dieser auf seiner Behauptung beharrte, wurde auch Spinner zum Galgen verurtheilt und Beide an dem bestimmten Tage zur selben Richtstätte hingeführt. Als nun der Henker dem Spinner, der zuerst gehängt werden sollte, den Strick um den Hals legte, schrie Jener wieder: „Halt! ich habe noch Etwas zu bekennen." Alle waren auf das abermalige Bekenntniß des Verbrechers gespannt und indem er sich zu dem Spinner hinwandte, sprach er: „Nun Meister, wißt Ihr jetzt, wie es Einem zu Muthe ist, der gehängt werden soll?" Darauf wandte er sich zu den Richtern und sprach: „Dieser Mann ist unschuldig; da er aber in seinem Uebermuthe so weit ging, daß er wissen wollte, wie es mir hier am Galgen zu Muthe sei, so wollte ich ihm dies Vergnügen noch verschaffen."

Spinner, hierauf in Freiheit gesetzt, warf sich auf die Erde nieder, dankte Gott für seine Rettung und gelobte zur Stelle ein Kreuz zu errichten, was er auch that.

Der lästernde Krieger.

Die Franzosen waren unter Ludwig XIV. in die Rheinlande eingefallen und standen bei Clausen den Oesterreichern gegenüber. Ein französischer Reiter sagte vor dem Gefechte: „Er werde nach Clausen gehen und einen Arm von dem dortigen gnadenreichen Marienbilde nehmen." Kaum aber hatte das Gefecht begonnen, so nahm eine feindliche Kanonenkugel diesem Reiter einen Arm weg, und derselbe bekannte, daß dies die Strafe für seine frevelhafte Aeußerung sei.

Das Marienbild zu Vianden.

Zwei Knaben waren im Mai in den Wald gegangen, um Vogelnester zu suchen und Spiele zu treiben voll Munterkeit. Als sie nun im Gebüsche umherschweiften, fanden sie im Moos ein hölzernes Bild, welches schmutzig und alt war. Sie stellten dasselbe zum Spiele hin, indem sie mit Steinen darnach werfen und es zerstören wollten. Aber kein Stein konnte es zerstücken, indem jeder abprallte. Nun machten sie ein Feuer an und warfen das Bild in dasselbe. Aber, o Wunder, was erblickten sie da! Weithin erstrahlten von dem Bilde köstliche Farben und rings zeigte sich der Wald von seinem Lichte erfüllt. Die Knaben hatte das höchste Staunen ergriffen. Maria leuchtete, mild lächelnd und das h. Christkind im Arme, durch die Flammen. Darauf wurde das Bild in die Kirche zu Vianden versetzt und wird noch heute, wie es sich gebührt, verehrt und geschätzt.

Das Marienbild zu Barweiler.

In Barweiler brach einst eine Feuersbrunst aus, welche verheerend um sich griff. Da man befürchtete, die dortige Kirche würde auch ein Raub der Flamme werden, eilten Einwohner in dieselbe, um vor Allem das darin befindliche und hochgeschätzte Bild der gnadenreichen Mutter in Sicherheit zu bringen. Aber alle Mühe war umsonst, das Bild von seiner Stelle zu bringen. Daraus schloß man, die Kirche werde vom Feuer verschont bleiben und Alle eilten, um ihre Habe in derselben unterzubringen und selbe dem Schutz der durch ihre Fürbitte mächtigen Himmelskönigin anzuvertrauen. Und was man gehofft, das war keine Täuschung. Ward auch der ganze Ort ein Raub der Flamme, die Kirche mit dem Bilde der Gnadenreichen blieb unversehrt.

Das „Mirakelsbildchen" zu Meiserich.

Die Einwohner von Meiserich, einem Filialorte von Uelmen, wollten eine Kapelle bauen und hatten zur Baustelle ein östlich vom Orte gelegenes Flurfeld, genannt Kotten, ausersehen. Dahin wurde denn auch das erforderliche Baumaterial gebracht. Was aber heute dorthin gefahren wurde, fand sich am andern Tage an einer andern Stelle, bei einem Stachelbeerstrauche, worin ein

thönernes, inwendig hohles Bildchen der h. Jungfrau war. Da jenes sich öfter wiederholte, erkannte man, daß es Gottes Wille sei, die Kapelle an dieser Stelle zu errichten, was denn auch geschah.

Das noch vorhandene Bildchen wird „Mirakelsbildchen" genannt, und man erzählt, daß die Leute der Umgegend in frühern Zeiten, wenn ein Kind todt zur Welt gekommen, zu diesem Bilde beten gegangen, worauf das todte Kind gewöhnlich wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben, sei's durch rothe Wangen, Nasebluten oder in anderer Weise, wo man ihm dann die Nothtaufe ertheilt habe.

Der Pfeil.

Ueber dem Hochaltare der Klosterkirche zu Prüm befinden sich zwei Gemälde: das eine stellt einen Ritter vor, der auf einem Steine stehend und von seiner Gemahlin und einem Gefolge umgeben, einen Pfeil abschießt; das andere den h. Ansbald, der eben vor dem Altare zu Prüm das Hochamt hält und dem Engel einen Pfeil zutragen. Diesen Gemälden liegt folgende Legende zu Grunde:

Nithard, ein französischer Ritter, hatte von seiner Gemahlin Erkanfrieda keine Kinder und gelobte daher demjenigen Kloster seine Güter zu vergaben, in dessen Nähe ein Pfeil hinfliegen würde, den er zu diesem Zwecke abschießen wolle. Nithard verrichtete ein inbrünstiges Gebet und stieg dann, von seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge begleitet, auf einen Stein und schoß den Pfeil, an welchem ein die fromme Absicht bekundender Zettel befestigt war, ab.

Eben stand der heilige Abt Ansbald an den Stufen des Hochaltars in der Klosterkirche zu Prüm. Engel nahmen den Pfeil in Empfang und ließen ihn zu den Füßen des h. Abtes niederfallen, welcher nun, der Aufforderung des Zettels folgend, die Güter für sein Kloster in Besitz nahm.

Der Wolf des h. Remaculus.

Auf dem Hochaltar der Kirche zu Uersfeld (Kr. Cochem) befindet sich das Bild des h. Remaculus, welcher in der linken Hand den Bischofsstab und in der rechten die Kirche von Stablo hält. Dem Heiligen zur Seite steht ein Wolf, welcher in zwei

geflochtenen Körben Steine trägt. Es sind ziemlich große Körbe und das Thier scheint schwer beladen zu sein, denn seine Zähne und Zunge sind sichtbar. Die Volks-Legende berichtet uns hierüber folgendermaßen:

Der h. Remaculus war mit dem Baue eines Kirchleins beschäftigt, wobei er sich eines Esels bediente, um die nöthigen Steine herbeizubringen. Eines Tages fand er den treuen Gehülfen in der nahen Wildniß, dem täglichen Weideplatze, von einem wilden Thiere zerrissen. Der Heilige zweifelte nicht daran, daß ein Wolf ihm diesen schmerzlichen Verlust bereitet habe, und machte sich sogleich auf, den Uebelthäter ausfindig zu machen. Gar bald entdeckte er denselben im Dickicht, und nachdem er ihm kurz und ernst sein Verbrechen vorgehalten, befahl er ihm zu folgen und statt des Esels beim Baue des Kirchleins zu dienen. Der Wolf folgte dem Heiligen willig und trug fortan auf dem Rücken in zwei Körben die Steine zum Ausbaue des Kirchleins herbei.

Die Schlacht bei Amel.

Auf der Brücke zu Amel befindet sich eine mehr als mannsgroße Statue, welche den Erzengel Michael mit gezücktem und flammendem Schwerte vorstellt. Ueber die Entstehung dieser Statue berichtet die Volkssage also:

Einst verfolgten die Türken die Christen bis nach Amel. Da der Christen nur ein Häuflein, der Türken aber unzählige waren, blieb Jenen nichts übrig, als zum Gebete ihre Zuflucht zu nehmen. Es erschien ihnen in der darauf folgenden Nacht ein Engel, der sich selbst an ihre Spitze stellte, Alles vor sich niedermachte und so die kleine Christenschaar zum Kampfe ermuthigte. Den Türken wurde aber ein so großer Schrecken eingejagt, daß sie dafür hielten, der Wald käme über sie hergefallen. Auf der Ameler Brücke begegneten sich die Christen und Türken; der Engel aber wehrte daselbst den Türken den Uebergang. Die an der Brücke gefallenen Christen hatten das Angesicht himmelwärts, die Türken hingegen zur Erde gewandt. (Vormann, Beiträge zur Gesch. der Ardennen, 2. Theil, S. 200.)

Die Ritter von Milburg.

In der Kirche zu Bieresdorf (Kr. Bitburg) befinden sich die Grabsteine zweier Ritter von Milburg, welche beide ihr Leben

nach der Sage an einem Tage einbüßten. Eine Raubhorde hatte ihr Schlößlein Hamm unvermuthet überfallen, um dasselbe zu plündern. Die Mutter der Ritter, welche Wittwe war, füllte ihre Schürze mit Geldstücken und schüttete selbe über die Brustwehr der Burg zu den Füßen der Räuber aus. Während diese sich um das Geld rauften, waffneten sich jene, fielen über die Räuber her, schlugen sie in die Flucht und trieben sie vor sich her bis nach Bieresdorf. Hier aber erbielten letztere von andern Gefährten Hülfe und umringten die beiden Ritter. Der eine der Ritter stürzte in einen Pfuhl und wurde da erschlagen; der andere gerieth, indem er, sich vertheidigend, sein Pferd rückwärts geben ließ, in ein Karrengestell und fiel unter den feindlichen Streichen.

XVIII.

Verschiedenes.

Die Teufelscalle.

Hiermit wird jene römische Wasserleitung bezeichnet, welche noch an verschiedenen Stellen der Eifel, z. B. zwischen Feusdorf und Schmittheim wohlerhalten ist und ihren Lauf nach Köln zu hatte. Sie heißt deshalb Teufelscalle, weil der Teufel sie der Sage nach in Folge einer Wette erbaute. Mit dem Meister nämlich, welcher den Dom zu Köln zu bauen begann, ging ein anderer Meister die Wette ein, er wolle eher mit dem Baue einer Wasserleitung von Trier nach Köln fertig sein, als jener mit dem Baue des Domes. Der Baumeister der Wasserleitung aber trat mit dem Teufel in einen Bund und dieselbe war jedesmal so weit vollendet, als der Meister seinen Hammer vor sich warf, diesen wieder aufnahm und weiter warf. Die Wasserleitung war so bald fertig und mit dem Wasser kam eine Ente geschwommen. Als der Meister des Domes das Wasser und die Ente, welche laut aufschnatterte, in Köln ankommen sah, sprang er vom Domthurme herab und kam so um. Daher wurde der Dom nicht fertig.

Die Heerstraße.

Diesen Namen führt im Volksmunde ein Weg, welcher von Uerheim nach Uedelhofen, Commern, Zülpich und an den Rhein führt. Derselbe hat der Sage nach deshalb diese Benennung erhalten, weil er in alter Zeit den römischen Kriegsvölkern als Straße diente. Nebstdem soll bei Uerheim zwischen den Römern und Deutschen eine Schlacht geschlagen worden sein.

Heilige Orte.

Es gibt manche Stellen, welche durch „heilig" bezeichnet werden, wie: „heilig Ort", ein kleiner Hügel bei Lutzerath (Kr. Cochem); das „heilige Feld", bei Hohenfels (Kr. Daun); der „heilige Born", auf dem Contelwalde (Kr. Wittlich); die „heilige Buche", am Pulvermaar bei Gillenfeld; „am heiligen Baum", bei Immerath (Kr. Daun), u. m. a. Derartige Benennungen scheinen altdeutsche Cultusstätten anzudeuten oder der Kirche vorhin zugehörige Gegenstände zu bezeichnen.

Der Engelsberg bei Manderfeld.

An diesem Berge erschien in der Nacht vor der blutigen Schlacht, welche einst bei Amel zwischen den Heiden und Christen stattfand, dem Anführer des christlichen Heeres, der wegen der geringen Anzahl Streiter, die ihm gegen die Unzahl der Heiden zu Gebote stand, in Besorgniß war, ein Engel, es war der Erzengel Michael, und flößte ihm Muth und Zuversicht ein. Der Engel führte selbst die kleine christliche Schaar an und kämpfte an deren Spitze. Alle, welche sein blitzendes Schwert erreichte, sanken in den Tod. Viele Tausende der Heiden fielen, von den Christen nur wenige. Erstere fand man das Antlitz zur Erde gekehrt, ein Zeichen ihrer Verdammniß, letztere das Antlitz zum Himmel gewandt, ein Zeichen, daß sie die Krone der ewigen Seligkeit für den guten Kampf, den sie gekämpft, empfangen hätten. Die Heiden, durch den Anblick des Engels geblendet, glaubten, die umliegenden Wälder stürzten über ihren Häuptern zusammen und selbst die Bäume derselben würden zu Streitern gegen sie — und flohen eiligst davon. Von der Erscheinung des Engels aber erhielt jener Berg seinen Namen.

Carlshausen (Kr. Bitburg).

Carl der Große war, wie bekannt, ein großer Liebhaber der Jagd und ließ daher in den Ardennen hier und dort, wo die besten Jagden sich fanden, Jagdschlösser erbauen, um mit seinen Jagdgefährten allda eine kurze Zeit hausen zu können. So hatte Carl ein Jagdschloß zu Montjoie, wovon sich noch Ruinen erhalten haben; ein anderes unweit Manderfeld, unterhalb des Dörfchens Bertrad (von Bertrada benannt), wovon noch heute die Wälle und furchtbar dicke Mauern im Erdgeschosse sichtbar sind. Der heilige Vater soll hier mit vielen Cardinälen übernachtet haben, als am folgenden Tage die erste Klosterkirche zu Prüm eingeweiht wurde.

Wo heute das Dorf Carlshausen steht, befand sich ebenfalls der Sage nach ein Jagdschloß Carl's; es sind jedoch davon keine Ueberreste mehr vorhanden, wohl aber zeigt man noch die Stelle, wo dasselbe gestanden haben soll. Das Hauwerk, welches so reichlich an der dortigen Kirche und dem Glockenthurme sich findet, stammt der Sage nach von dem Schlosse her.

Rommersheim (Kr. Prüm).

Wo das Dorf Rommersheim steht, hatten die Römer eine sogenannte Station, da die Römerstraße von Trier nach Cöln nur einige Minuten entfernt südöstlich vorbeiführte. Man nannte daher den Ort Römerheim, woraus später Rommersheim wurde.

Elcherath (Kr. Prüm).

Die Kirche dieses Dörfchens an der Our war nach der Sage die älteste in den Ardennen. Die ganze Umgegend auf mehr als vier Stunden soll dort ihren Gottesdienst und ihre Begräbnißstätte gehabt haben. Da die Leute der Umgegend sich hier versammelten, um in religiösen oder heiligen Dingen Rath oder Aufschluß zu erhalten, nannte man den Ort „Hölligerrath" (heiliger Rath), welche Benennung später in „Oelcherath" und endlich in „Elcherath" umgewandelt wurde.

Willwerath (Kr. Prüm).

Dieser Ort, welcher vormals Willwert, und vordem Wöllwert hieß, soll seinen Namen vom heiligen Willibrord haben.

Als dieser Heilige, so meldet die Sage, aus dem Norden kam, wo er das Evangelium verkündet hatte, begab er sich nach Cöln, wo er sich kurze Zeit aufhielt, und wanderte dann als Glaubensprediger in der Eifel umher. Zu Willwerath, an der Prüm, baute er sich eine Hütte und es sammelten sich bald Mehre um ihn, und so entstand das Dörfchen „Wöllwert".

Mayfeld.

Die Franken hielten im Monate Mai in dieser Gegend ihre Volksversammlungen und daher erhielt dieselbe ihren Namen, wie auch die Stadt „Mayen".

* Die Franken hielten früher ihre Versammlungen im März und nannten sie danach „Märzfeld"; im Jahre 755 verlegten sie dieselben in den Monat Mai, und nannten sie von nun an „Maifeld". (Clr. Annal. Petavianor. in continuatione. Hansen, Beiträge zur Gesch. der Stadt Mayen, S. 8.)

Das Mayener Thal.

Dieses Thal soll in der Vorzeit einen Weiher gebildet haben, der von einem römischen Kaiser durch die Erweiterung des Durchlaufes beim Sumpfloche ausgetrocknet worden sei.

Hansen, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mayen, S. 77, ist der Ansicht, sowohl die Kesselform des Thales, als auch die Beschaffenheit des Bodens bestätigten diese Sage in der Hauptsache.

Die Kaiserherberg.

Diesen Namen trägt ein hoch gelegener, dicht bewaldeter Distrikt des Gontelwaldes bei Springiersbach. Als die Schweden die deutschen Heere aufgelöst hatten und sengend und raubend auch unsere Gegend heimsuchten, fand der deutsche Kaiser mit einem Häuflein seiner Getreuen an jener waldigen und beinahe unzugänglichen Stelle Schutz. Die sieben Ortschaften, welche damals das Cröffer Reich bildeten, schlossen sich dem Kaiser an, welcher an dem genannten Orte auf einer Schäferei, wovon jetzt nur mehr spärliche Ruinen vorfindlich sind, lagerte. Während seines Aufenthaltes daselbst lebten der Kaiser und seine Getreuen von der Zufuhr der erwähnten Dörfer, und erhielt die Stelle daher den Namen: „Kaiserberberg".

Zum Zeichen seiner Dankbarkeit bewilligte der Kaiser den sieben Ortschaften die jetzt zum Theile noch bestehenden Berechtigungen auf dem Gontelwalde, sowie eine eigene Gerichtsbarkeit und Befreiung vom Militärdienste.

Waldpeschen.

Zwischen Hollnich und Oberütfeld stand in alter Zeit das Dörfchen Waldpeschen. Als im fünfzehnten Jahrhunderte die Pest, der sogenannte schwarze Tod, in der ganzen Umgegend fürchterlich wüthete, starben auch hier in kurzer Zeit Viele. Die am Leben Gebliebenen flüchteten mit Habe und Vieh in tiefe Waldungen, aber auch hier fielen sie wie die Schneeflocken. Aus Waldpeschen war endlich nur noch ein alter Junggeselle übrig. Derselbe hatte bei der Flucht zu Hause seine besten Ueberstrümpfe von Tuch liegen lassen und vermißte dieselben höchst ungern. Eines Tages machte er sich daher auf und kehrte schüchtern in sein heimathliches Dörfchen zurück. Er fand keine menschliche Seele darin, und ebenso war's in dem elterlichen Hause. Nachdem er seine Ueberstrümpfe gefunden, setzte er sich in die Küche und band selbe um. Doch trieb ihn die Angst alsbald wieder von dannen, und kaum über der Thürschwelle, fühlte er schon das fürchterlichste Kopfweh, womit die Pest begann. Indem er dachte, nun ist es auch um dich geschehen, lief er zur nahen Tränke, warf sich nieder, steckte den Kopf in den Pfuhl, wühlte mit der Hand den Grund auf und hielt ihn zur Kühlung an die Stirne. Da der Pfuhl mit Fröschen angefüllt war, hatte er einen erwischt und hielt ihn mit an die Stirne. Derselbe platzte augenblicklich mit ziemlich hartem Knalle. Da ergriff er einen zweiten und dritten, welche eben so rasch und knallend verendeten. Indem der Kranke einige Linderung seiner Schmerzen zu verspüren glaubte, fuhr er fort mit dem Fange und Auflegen der Frösche, und in weniger als einer Stunde Zeit war sein Kopfweh gehoben und die Pest überwunden.

Die Schlacht bei Steinenberg.

In der Zeit, wo die Schweden in Deutschland eingefallen waren, kam auch ein Trupp derselben mit einem Anführer von den Niederlanden und dem Rheine her in die Gegend von Steinenberg. Dieser Trupp führte Vieh bei sich, welches er am Nieder-

rheine geraubt hatte. Die Leute, welchen das Vieh geraubt worden, waren dem Trupp bewaffnet gefolgt und hatten denselben bei Steinenberg eingeholt. Hier kam es nun zu einem Treffen, in welchem die Soldaten die Oberhand behielten und Alle, welche sie mit dem Schwerte erreichten, niedermetzelten. Noch später fand man Solche, welche auf der Flucht sich in hohle Baumstämme verkrochen hatten, todt in denselben. Noch heute besteht, was dafür spricht, daß dieser Sage eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegt, in der Pfarrkirche zu Mehren eine gestiftete Jahrmesse „für die bei Steinenberg Erschlagenen".

Die Wachteiche.

In der Nähe des Ortes Demerath, nach Uelmen zu, steht auf einer Bergspitze, von welcher aus man die Gegend ringsum auf eine ziemliche Entfernung überblicken kann, eine Eiche, welche die „Wachteiche" genannt wird. In dem schwedischen Kriege, wo Horden der Schweden die Eifel durchzogen, war an dieser Stelle eine Wache aufgestellt. Dieselbe sollte, wenn sie heranziehendes Kriegsvolk gewahrte, eine in Bereitschaft stehende Stange, woran ein in der Ferne leicht erkennbarer Gegenstand befestigt war, nach der Seite hin aufstellen, wohin die Leute mit ihrer Habe fliehen konnten, ohne Gefahr zu laufen, den Kriegern zu begegnen.

Das Siechfrauenhaus.

Etwa eine halbe Stunde nördlich von dem Orte Niederwinkel, im Kreise Daun, findet man auf öder Haidefläche noch einige Ueberbleibsel eines kleinen Gebäudes. Es soll hier, wie das der Name schon andeutet, ein Haus für sieche Frauen gestanden haben.

Krämer-Mattheſen Häuschen.

Oberhalb des Ortes Elscheid, nahe an der Straße, welche von Mehren nach Strotzbüsch führt, befindet sich im Gebüsch eine Vertiefung, welche „Krämer-Mattheſen Häuschen" heißt. Hier soll in Vorzeiten ein Mann eine Hütte im Dickicht gehabt und das Handwerk eines Wegelagerers getrieben haben. Derselbe spannte nämlich am Abend eine Schnur über den Weg, welche mit einer Schelle in seiner Hütte in Verbindung stand. Von

Reisenden, welche in der Nacht den Weg passirten, wurde er in dieser Weise stets in Kenntniß gesetzt, und plünderte sie, von einem Spießgesellen unterstützt, aus. Lange Zeit ließ die Obrigkeit auf diesen Räuber fahnden, aber vergeblich. Denn wenn derselbe in seiner Hütte gesucht wurde, befand er sich auf Hochpochten, und wollte man seiner hier habhaft werden, so befand er sich an ersterem Orte. So trieb der Wegelagerer es, bis er von seinem Mitgenossen bei einem zwischen beiden ausgebrochenen Zwiste um's Leben gebracht wurde.

Die Mädchenversteigerung zu Birresborn.

Vorzeiten war es in Birresborn wie an andern Orten der Eifel üblich, daß am Kirmestage die Mädchen versteigert wurden, und zwar in der Art, daß sie einzeln vorgestellt und dem Burschen zugeschlagen wurden, welcher den höchsten Preis bot. Dieser hatte dann das Recht, während der Kirmeszeit oder auch das ganze Jahr hindurch allein mit dem betreffenden Mädchen tanzen zu dürfen. Aus dem Erlös der Versteigerung wurden die Kosten des Festes bestritten. — Dazu war es nun in Birresborn Sitte, daß die verschiedenen Paare am Kirmestage den ersten Tanz unter Musik um die Kirche hielten. Der Ortsgeistliche, welcher dieses Tanzen über den Gräbern der Abgestorbenen für unpassend fand, untersagte dasselbe aus diesem Grunde. Als nun aber dessenungeachtet nach Beendigung des nachmittägigen Gottesdienstes der Tanz um die Kirche wieder stattfand, trat der Geistliche hinzu und untersagte denselben abermals. Ein ausnehmend roher Mensch aber, welcher als Knecht in Birresborn diente, trat herzu und warf dem Geistlichen einen Kegel an den Kopf, so daß derselbe blutend wegging und bei einem nahen Hause zusammenbrach und verschied. Ein großer Stein vor „Heinenhaus" bezeichnet noch heute die Stelle, wo der Geistliche zur Erde sank.

Die Strafe des Himmels folgte sogleich dieser Freveltat, denn es lagerte sich während dreier Tage eine Stockfinsterniß über Birresborn. Die Gemeinde nahm ihre Zuflucht zu der Fürbitte des h. Marcus, welcher als Patron in der Kapelle zu Michelbach verehrt wurde, und schenkte an die letztere einen großen Wald. Der Bischof zu Trier aber verhängte über die Birresborner Gemeinde das Interdict, die Glocken mußten schwei-

gen und der feierliche Gottesdienst daselbst wurde untersagt; die Gemeinde verlor dazu das Pfarrrecht und wurde auf 300 Jahre nach Mürlenbach eingepfarrt. So die Volkssage.

Frohnsonntagskinder.

Die Mitternachtsstunde vor den vier Frohnsonntagen des Jahres ist besonders heilig. In derselben geht die ganze Pfarrgemeinde unter dem Geläute aller Glocken in feierlicher Prozession um die Kirche. Wer in dieser Prozession fällt oder strauchelt, wird krank oder stirbt während des beginnenden Vierteljahres. Aber nur die während jener Stunde Gebornen, Frohnsonntagskinder genannt, wohnen leiblich und bewußt dieser Prozession bei, wissen daher auch, wann der Tod ihnen bevorsteht; alle Uebrigen sind bewußtlose Theilnehmer und nur in ihren Gestalten anwesend. In der Nacht vor dem Feste der allerh. Dreifaltigkeit aber erreicht die Kenntnißnahme der Frohnsonntagskinder ihren Höhepunkt.

Die trauernde Mutter.

Einer Wittwe zu Walsdorf starb ihr einziger Sohn. Einige Tage nach der Beerdigung desselben wallte die von Gram tiefgebeugte Mutter auf den Arnulphusberg, um das Grab ihres herzinniglich geliebten Sohnes mit ihren Thränen zu benetzen. In der Nähe des Gottesackers gewahrte sie eine Schaar von menschlichen Gestalten, die, von einem überirdischen Lichtglanze umflossen, an ihr vorüberschwebten. Zugleich erblickte sie ihren Sohn, welcher minder überirdisch glänzte und langsam dem Geisterzuge folgte. In seinem Antlitze lag Wehmuth und Trauer. Indem er sanft und liebevoll seinen Blick zur Mutter hinrichtete, sprach er: „Liebe Mutter, weine nicht so sehr meinetwillen! Deine Thränen belasten mich so sehr, daß ich nur mühsam meinen himmlischen Brüdern folgen kann". Und damit verschwand er aus ihren Augen.

Till Eulenspiegel zu Dahnen.

Eulenspiegel war nach Dahnen gekommen, gab vor, er sei ein Handelsmann aus fernem Lande und bat, man möge ihn da wohnen lassen, denn er wolle das Dorf, ja Alle glücklich machen.

Darob hoch erfreut, räumten ihm die Dahnener eine prächtige Wohnung ein. Da sie gutes Gemeindeland hatten, sagte Eulenspiegel: „Ich will's winnen, und dann theile ich Alles mit euch zum Halben extra durch die Mitte." Die Schöffenräthe fanden das sehr ehrlich und willigten ein; Eulenspiegel pflanzte nun Korn, und als dieses reif war, sagte er zu den Schöffenräthen: „Nun kommt, jetzt theilen wir wie abgeredet durch die Mitte; ich kriege dann den obern, ihr den untern Theil." Diese meinten den untern Theil des Feldes, und waren, da das Korn überall gleich gut stand, damit einverstanden. Eulenspiegel schnitt nun die Halme in der Mitte durch, nahm das Obere, nämlich die Aehren, und sie erhielten das Untere.

Nach einiger Zeit sagten die Schöffenräthe zu Eulenspiegel: „Du kriegst uns aber nicht mehr dran; ein anderes Jahr wollen wir auch 'mal den obern, und Du kannst den untern Theil nehmen." „Zugesagt und fest beschlossen!" rief Eulenspiegel. Er pflanzte nun Kartoffeln in's Feld, und gab laut Zusage den Schöffenräthen das Stroh und behielt die Knollen.

Das verdroß die Dahnener gar sehr, denn Eulenspiegel überlistete sie in Allem. Sie sannen darauf, ihn auch 'mal zu kriegen, und sagten zu ihm: „Du willst Alles kennen, und Alles besser machen als wir Alle, Du bist aber nicht im Stande, mit Hormes Jahn (ein starker Mann, der ungemein weit mit Steinen werfen konnte) zu werfen." — „Was gilt's, entgegnete Eulenspiegel, ich werfe weiter als er?" — „Allo, sagten die Schöffen, das muß probirt werden, und kriegst Du's fertig, so kannst Du das Feld umsonst winnen, so lange Du willst." Das Wettwerfen wurde auf den nächsten Sonntag Nachmittag festgesetzt, damit Alle zusehen könnten. Eulenspiegel fing sich nun einen Vogel, und steckte ihn lebendig in seine Tasche. Das Werfen begann; Alles war versammelt und gespannt. Der Gegner raffte einen mäßigen Stein auf; Eulenspiegel einen ähnlichen, und steckte die Hand mit dem Steine in die Tasche. Der Gegner warf zuerst, und sein Stein fiel weit weg nieder. Eulenspiegel ließ den Stein in der Tasche, faßte den Vogel und warf — und den vermeintlichen Stein sah Niemand niederfallen. Er hatte also gewonnen, und der immerwährende Genuß des Feldes war sein Gewinn.

Eulenspiegel auf der Burg zu Dasburg, bei Dahnen.

Eines Tages war der Herr von Dasburg auf der Jagd; Eulenspiegel begegnete ihm und sagte: „Guten Tag, Herr!" Danke schön. Wo warst Du? „Zu Neuerburg." Ah — da war heute Markt! „Ja." War er auch groß? „Ich habe ihn nicht gemessen." Ich mein' es nicht so — ich wollte fragen: waren auch viele Leute drauf? „Ja, ich hab' sie nicht gezählt!" Der Burgherr seinen Aerger verbeißend sagte: Nicht wahr Bürschen, Du bist von Dahnen? „Ja." Ich habe schon viel von Dir gehört — komm n'mal auf mein Schloß, Du sollst satt Wein kriegen! „Werd's nicht vergessen," sagte Eulenspiegel. Nach einigen Tagen ging Eulenspiegel herunter auf's Schloß und meldete sich an. So, bist Du da, Bursche! ich werde mein Wort halten, sagte der Burgherr, und rief: Johann, komm hierher! — Er hatte nämlich seinen stärksten Knecht vorläufig belehrt, auf solchen Ruf solle er mit dem Ankömmling in den Keller fahren, ihm einen Humpen Wein zapfen, beim zweiten Zuge aber den an der Wand hängenden Farrenschwanz greifen, ihn derb abprügeln und dann zum Keller hinausjagen. — Beide gingen im Hofe in den Keller hinein; die Thüre blieb offen. Der Knecht zapfte; Eulenspiegel trank. Beim zweiten Zuge nun griff jener das in Bereitschaft stehende Instrument und wollte auf Eulenspiegel losprügeln; dieser aber riß im Nu den Krahnen aus dem Weinfasse und warf ihn weit weg. Den Wein zu bewahren, hielt der Knecht, so fest und gut es ging, seinen Daumen in's Loch. Eulenspiegel aber griff das Instrument und schlug unbarmherzig auf ihn zu. Dieser schrie um Hülfe; Eulenspiegel aber schrie noch jämmerlicher und lauter. — Als nun der Knecht, der den Wein nicht auslaufen lassen wollte, seine Portion hatte, sah sich Eulenspiegel um, und gewahrte eine Reihe Schweineschinken. Er nahm rasch die zwei schwersten, steckte sie vorn unter seine Kleider, und kam krumm und verstellt weinend zur Kellerthür heraus. Der Burgherr, auf der Hausthüre stehend, sagte: Aha — Schlingel! hast Du's n'mal gekriegt? „Ach ja, Herr! ich hab's gekriegt, ich und meine Mutter haben vierzehn Tage dran genug!" —

Schlußwort.

Es scheint überflüssig, daß ich das Wort nehme, nachdem Herr Pfarrer Schmitz gesprochen hat. Mein geringer Name kann wenig zur Verbreitung eines Buches beitragen, das sich selbst durch so viele Vorzüge empfiehlt: genaue Beobachtung, treuen Sammelfleiß und ungeschminkte, volksthümliche Darstellung. Diese seltenen Eigenschaften haben bereits dem ersten Bändchen eine höchst günstige Aufnahme bei der Kritik erwirkt; das zweite darf sich schon als Sammlung unterhaltender und gut erzählter Sagen einen größern Leserkreis versprechen. Für den Inhalt des ersten Bändchens, das die Sitten und Gebräuche des Volks schildert, ist bei dem Theile des Publikums, das mehr Unterhaltung als Belehrung sucht, noch nicht das gleiche Interesse erwacht; die Wissenschaft wird gerade für dieses am dankbarsten sein. Beim Sammeln deutscher Volksüberlieferungen hatte man bisher den Blick fast nur auf Märchen und Sagen gerichtet; das Leben des Volks, seinen Glauben und seine Sitte, mit wenigen höchst dankenswerthen Ausnahmen, unbeachtet gelassen. Diese haben darum für den Alterthumsforscher den größern Werth, ihrer bedarf er noch am meisten, Culturgeschichte und Mythologie können solchen frisch sprudelnden Quellen nicht entrathen.

Sitten und Sagen nannte sich diese Sammlung und kaum war das Wort in der Eifel gefunden, so klang es aus der Oberpfalz zurück in Friedrich Schönwerth's Sitten

und Sagen. Das Wort wird künftig ein geprägtes sein, wie Haus und Hof, Land und Leute, und wer Sagen sammelt, wird auch der Sitten zu gedenken haben.

Und doch ist mit Sitten und Sagen der reiche Inhalt des Buches, das wir als ein lange erwünschtes begrüßen, noch nicht erschöpft: auch Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Volkes sind aufgezeichnet und selbst ein kurzes Idiotikon beigegeben. Wenn dies schon der Titel ankündigt, so ist gleichwohl noch mehr in dem Buche geleistet, als seine erste Seite verheißt. Auch die Witterungsregeln finden wir bedacht, die Kinderspiele nicht außer Acht gelassen und den Volksliedern die Kinder- und Wiegenliedchen beigesellt. Selbst der Aberglaube geht nicht leer aus, obgleich ihm kein eigener Abschnitt gewidmet ist.

So war unserm Sammler für keine Blüthe des Volkslebens der Sinn verschlossen, jedes Erbe der Vorzeit war ihm heilig, kein Goldkorn zu seinen Füßen achtete er für Spreu und wie oft er sich gebückt haben mag, er hat einen Schatz gehäuft, den die Wissenschaft zu verwerthen nicht säumen wird. Wie kam ihm diese Ehrfurcht für Alles, was deutsche Volkseigenthümlichkeit spiegelt? in der classischen Schule wird sie nicht gelehrt, und unsere französisch verbildeten Vornehmen wissen nichts von ihr. Nur glückliche Begabung, nur angeborner Sinn, wie sie Frohnsonntagskindern (II. 142) eignet, kann ihm die Augen für den Werth der heimischen Güter, die Schönheit und Herrlichkeit des alten Lebens geöffnet haben. Dabei hat ein glücklicher Stern über seiner Bemühung gewaltet: er wohnte im Herzen des Landes, dessen Leben und Glauben er schilderte, und wenn sein geistliches Amt ihm Zutrauen erweckte und vielfache literarische Thätigkeit Verbindungen schuf, so war es vor Allem seine Leutseligkeit, seine Liebe zum Volke, die das Volk vermochte, ihm seine liebsten Kleinode zu erschließen. Er hat sie nicht veruntreut: das Buch, worin er sie niederlegte, gewährt Uns Belehrung; dem Volk ist es nicht entfremdet: es wird ihm als ein treuer Spiegel seines Sinnes und Wesens immer lieb und werth bleiben.

Auch das dürfen wir ein Glück nennen, daß dies Werk abgeschlossen war, als Herr Pfarrer Schmitz jenseits der Mosel, am Fuß des Hunsrücken, zu neuer segensreicher Thätigkeit berufen ward. Der Eifel liegt diese andere Heimat nicht zu fern, ihr kann er seine Stütze und Pflege noch ferner widmen und auch

der Hunsrücken wartet noch des Sammlers seiner Ueberlieferungen.

Wehmüthig mag es stimmen, was das Vorwort andeutet, daß auch in der entlegenen Eifel, die der stockende Fremdenverkehr bisher noch vor dem Verlust seiner alten Erinnerungen schützte, diese doch mit jedem Tage mehr und mehr aus dem Gedächtnisse und Leben des Volkes schwinden. Vernehmen wir doch auch mehrfach die Klage, daß das jetzige Geschlecht keine Auskunft mehr über Dinge wisse, die sich anderwärts noch im Bewußtsein erhalten haben. Wenn nun bald die Eifel, wie sie das nur hoffen kann, dem Verkehr durch Eisenbahnen erschlossen wird, muß das nicht der letzte Nagel am Sarge der heimischen Ueberlieferungen sein? Aber gedenken wir nicht der Eifel allein: in allen deutschen Ländern haben fremde Gesetzgebung, humanistische Schulbildung und falsche Aufklärungssucht seit Jahrhunderten alles eigenthümliche, naturwüchsige Leben ausgetrieben, und was sich noch in abgeschiedenen Gegenden gefristet hatte, das werden auch dort bald die Eisenbahnen verscheuchen. Dazu der Geist, der jetzt aus Amerika zu uns herüberweht, jener Geist, der nur den Dollar achtet und keine höhern Güter mehr kennt, was verspricht er uns für eine Zukunft? Das Eigenthum zu mobilisiren ist das Feldgeschrei des Jahrhunderts und auch die Wiederstrebenden gewöhnt das Enteignungsgesetz und seine lockere Handhabung daran, auf geliebten Besitz zu verzichten. Wer aber die Stätte nicht liebt, wo er geboren ward, wer den Acker gleichgültig hingibt, der mit dem Schweiß seiner Vorfahren gedüngt ist, wie wird der am Vaterlande hangen?

Es ist ein schwacher Trost, hör ich sagen, daß durch Sammlungen wie die gegenwärtige für die Wissenschaft erhalten bleibt, was aus dem Leben schwindet. Es sind nur getrocknete Blüthen, die der Sammelfleiß eines alexandrinischen Zeitalters in seine Herbarien einträgt, Laub eines dahingeschwundenen Lenzes, der nie wiederkehrt, denn auf den Winter, der jetzt im Geleit der Gewinnsucht in die verödeten Herzen einzieht, folgt kein Frühling mehr.

Solcher Kleinmuth sei fern von uns! Gott verläßt keinen Deutschen, es sei denn, daß er ihn verließe. Vertrauen wir dem, der die Geister meistert und dürre Herzen erfrischen kann. Es ist die Aufgabe der Kirche, die auseinander fallenden Gemüther wieder in Bruderschaften zu sammeln; die Aufgabe des Staats,

neuen Samen der Vaterlandsliebe auszustreuen. Die Kirche wird dabei mit Vortheil an das anknüpfen, was noch jetzt im Volke von dem Erbe der Väter, den alten frommen Bräuchen und Liedern unverschollen ist; der Staat Wunder wirken, wenn er die junge Wissenschaft der deutschen Sprache und Alterthumskunde pflegt: sie allein vermag den deutschen Geist zu erwecken, sie allein verleiht das Bewußtsein was Deutschland war und, wills Gott, wieder werden soll.

Der verdiente Herausgeber hat die Erwartung ausgesprochen, ich würde im Schlußwort über die dargestellten Gebräuche das Einschlägige mittheilen. Ich müßte mich aber wiederholen, wenn ich dem entsprechen wollte, denn über sie alle ist in meinem seitdem erschienenen Handbuche der Mythologie (Bonn bei Marcus) ausführlich gehandelt. Die vorliegende reichhaltige Sammlung konnte ich dabei leider noch nicht benutzen; doch habe ich S. 559 bemerkt, daß sich in dem Namen der Festfeuer, welche in der Eifel und im Luxemburgischen Burgbrennen heißen, so wie der Fastnachtsonntag, an welchem sie gezündet werden, Schoofsonntag genannt wird (I, 21), Spuren hohen Alterthums erhalten haben. Wenn ich Schoof- auf den Leichenbrand deutete, so wird dies hier (I, 66) durch die Meldung über die Leichenfeier bestätigt. „Er liegt auf dem Schoof", heißt es von dem Todten, wenn er auf Stroh gebettet und mit dem Leichentuche bedeckt ist. Schoof, hochdeutsch Schaub, ist ein Geschiebe, eine Bausche von Stroh, wie S. 24 erinnert wird. Daraus hatte ich auch S. 369 die Sage von Skeâf (manipulus frumenti) gedeutet, denn Skeâf kommt aus dem Todtenreiche, das zugleich das Reich des ewigen Lebens ist, und wie ein Todter liegt er auf dem Strohgeschiebe, das ihm den Namen gibt. Am Schoofsonntage nun wird der Winter in Gestalt einer alten Frau, Riesin oder Here auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wofür ich S. 559 die Zeugnisse beigebracht habe. Nach I, 23 ist es ein Strohmann, der dem freisinger Ostermann (Panzer 213) entspricht. Entsinnen wir uns, daß auch in Deutschland einst die Leichenverbrennung Sitte war, so erklärt sich der Name des Festtags. Bei dem des „Burgbrennens" habe ich an das schwedische eldborg (Feuerburg), Myth. 595, erinnert und daran, daß in der Edda der Scheiterhaufen, welchen Brynhild für sich und den geopferten Sigurd (Siegfried) anordnet, eine Burg genannt wird; ich könnte hinzufügen, daß jenes Wafur-

logi genannte Zauberfeuer, das Odhin um ihre Burg geschlagen hatte, ehe sie Sigurd erweckte, nach Grimms Deutung die Flamme des Leichenbrandes war. Selbst der Name des Leichenbrandes, die Lex Salica. 144. 256 (Merkel) chreoburgio heißt, läßt keine andere Deutung zu, denn chreo ist funus, Bestattung. Zweifelhaft mag noch scheinen, ob ich auch die Schelte herburgium (ebendas. LXIV), richtig dadurch erklärt habe, daß die erste Silbe aus chreo funus zu deuten sei. „Ausdrücklich", hieß es dort, „ist hier von Heren (striae für strigae) die Rede und die Worte „ubi strias cucinant, können vom Verbrennen der Zauberinnen reden, was als Volkssitte uralt ist, wenn auch nicht als gesetzliche Strafe. Gewöhnlich versteht man hier strias nominativisch, „wo die Heren kochen." Aber die striae selbst wurden beim Verbrennen gekocht und ihr Fleisch zum Aufessen hingegeben, weil sie selbst als Riesinnen für Menschenfresserinnen galten. Karl der Große verbot solche Grausamkeit gegen die vermeintlichen Zauberer als heidnisch bei Todesstrafe;" dies eben beweist für die Volkssitte.

Beim Einsammeln von Stroh und Schanzen für das Burg- oder Hüttenfeuer, wobei der Strohmann mit dem Hut auf dem Kopfe umhergetragen wird, singen die Knaben:

Betet dat der Wind nit gäht,
Und dem armen Männchen
Dat Hütchen nit abjäht.

Arm heißt das Männchen, weil es wie ein armer Sünder dem Feuertode bestimmt ist. Mit Stroh umwickelt ward auch bei uns am Niederrhein das Märtesmännche beim Einsammeln der Holzscheite für das Martinsfeuer umhergeführt und die Schlußzeile des dabei gesungenen Liedes erwähnt ausdrücklich das arme Märtesmännche. Vergl. meine Martinslieder S. 27. Alles deutet darauf, daß selbst bei diesem Feuer, wo man es am Wenigsten erwarten würde, ein unheimliches, verderbenbringendes Wesen den Flammen übergeben werden sollte. Hiemit ist ein neuer Gesichtspunkt für unsere Festfeuer und zugleich eine Bestätigung für den Satz gewonnen, daß das Verbrennen der Heren aus dem deutschen Volksglauben stammt und mit alten gottesdienstlichen Handlungen zusammenhängt. Doch sind es übelthätige Riesen und Riesinnen, wie der Riese, die Riesin des Winters, nicht allein, die hiernach in den Heren nachleben; auch der Elfenglaube, auf welchen Grimm das meiste Gewicht legt,

mischt sich ein, wofür II, 42 in den Herenkränzen ein ihm gewiß willkommener Beleg begegnet; und der Bund mit dem Bösen, sowie die goldenen Trinkgeschirre (II, 45. 48) stammen von den Walküren, die auch als irdische Königstöchter doch an himmlischen Gelagen Theil nehmen und den Gästen Odins, ja den Göttern selbst die methgefüllten Trinkhörner reichen.

Willkommen ist es, hier auch mehrfach den heidnischen Glockenhaß bestätigt zu finden: die segnenden Glocken werden von den Hexen, deren verderblichen Zauber sie brechen, bellende Hunde gescholten, wie unsere Bönnischen Glocken St. Cassius-hunde hießen.

Anziehend sind die Mittheilungen über Mailehn, Maireigen und Maibäume. Der Zusammenhang des Maifestes mit den Pfingstschießen erweist sich auch hier: der Schützenkönig entspricht dem Maikönig, der seine Würde gleichfalls dem Sieg in einem Spiele zu verdanken pflegt. Vgl. mein Handb. 567.

Beim Pfingsteierheischen wird man eine Erinnerung an alte Opferbräuche nicht übersehen. Nach I, S. 37 wird dabei gesungen:

Will dat Mädchen nit obstohn,
So woll'n wir's in die Blotz drohn (tragen).

Blotz ist das Opfer, von goth. blôtan, alth. pluozan opfern. Das Einsammeln der Pfingsteier rührt von gemeinschaftlichen Opfermahlzeiten her, zu welchen Beisteuern von Haus zu Haus eingeholt wurden. Die steuernde Opfergemeinde hieß die Zunft (von ziemen) und auch dieser Ausdruck hat sich bei diesen jetzt unschädlichen Gebräuchen erhalten. So heißt es S. 35, „die in die Zunft aufgenommenen jüngeren Mädchen müssen dann ein gewisses Maaß Getränk zum Besten geben, welches gemeinschaftlich verzehrt wird."

Von den Sagen ist eine der bedeutsamsten (II. 55) schon in der Zeitschrift für deutsche Mythologie ausgehoben worden. Sie muß aber mit der gleich folgenden verglichen werden, wo sich noch deutlicher herausstellt, daß der wunderbar heim führende Alte, hier der Urvater genannt, der Gewittergott war. Beide gehören zu der Haddingssage, die in ihrer braunschweiger Fassung auf Heinrich den Löwen bezogen ward. Alle bisher bekannten Gestalten dieses vielbesprochenen Mythus deuteten durch Roß und Mantel auf Wuotan; hier zuerst werden wir durch die Böcke und das Gewitter, das der Uralte entsendet,

ja durch diesen Namen selbst, auf Donar gewiesen. Zugleich ergibt sich, daß die vielverbreitete Erzählung von den Drei Alten (Grimm D. S. I, 464) gleichfalls mythischen Grund hat. Sie lebt auch hier im Volksmunde und der Herausgeber hätte sie aus Hr. von Strambergs Neuem Rheinischen Antiquarius aufnehmen dürfen, wenn es ihm gefallen hätte, dies reichhaltige Buch zu benutzen. Wie aber in unserer Sammlung der in ferne Länder verschlagene Wanderer, den nach der Heimat verlangt, von dem ersten Greise, der von seinem Lande nie gehört zu haben gesteht, zu dem zweiten Greise, der des ersten Vater ist, und von diesem wieder zu dem dritten, dem Vater des zweiten, gewiesen wird, was sich in der Variante sogar siebenmal ereignet, bis endlich der Urvater die Heimführung auf seinem Bocke, d. h. mit Blitzesschnelle vollbringt, so verweist in deutschen Märchen der Nordwind an den Südwind, der Mond an die Sonne u. s. w. Daß es bei der schnellen Heimkehr darauf abgesehen ist, der Wiedervermählung der daheim gelassenen Gattin zuvorzukommen, wie Odysseus die vielumworbene Penelope von den ungeduldig drängenden Freiern erlöst, davon ist S. 55 nur eine schwache Spur stehen geblieben, während in andern Sagenfassungen daran kein Zweifel gelassen wird. In einer Reihe verwandter Sagen, wie II, 82 ff., die wir hier zuerst mitgetheilt finden, bleiben wir über die Art und Weise, wie die wunderbare Heimführung vollbracht wird, im Dunkeln, aber sie geschieht, wie die zum Dank aufgehängten Ketten bezeugen, aus der Gefangenschaft und jene Heiligen sind dabei im Spiel, von welchen ich in meinem „Guten Gerhard und die dankbaren Todten" gehandelt habe. Auch die schöne Sage von der Schwanenkirche (II, 122), die schon bekannt und besprochen ist, gehört hieher; die Heimführung geschieht hier durch eine Heilige, die an die Stelle einer heidnischen Göttin getreten sein mag; und wieder galt es, obwohl dies nur angedeutet ist, die Wiedervermählung der daheim harrenden Gattin zu hintertreiben. Entfernter verwandt ist diesen deutschen Odysseen auch die unter dem Namen Der Mann im Pfluge bekannte Erzählung, welche uns hier II, 88 wiederbegegnet. Eine der schönsten Sagen unserer Sammlung, die von Ritter Kuno von Malberg, S. 84, war bisher ganz unbekannt; mir ist sie an Ort und Stelle bestätigt worden; geschichtliche Grundlage scheint ihr nicht abzugeben. Selten begegnet auch der hier auf Eulenspiegel bezogene Schwank,

II, S. 144, der eigentlich, wie die bisher bekannt gewordenen Varianten bezeugen, den s. g. andern Morolf betrifft. Aus dem Volksmunde ward er bisher nur von mir in Nieriz Volkskalender für 1854 S. 68 und Franz Linnig in der Zeitschrift für deutsche Myth. III, 56 mitgetheilt und beide Gestalten verdienen verglichen zu werden.

Bonn, im Oktober 1857.

K. Simrock.